

BERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Fürstin Schwarzenberg, von Max Ring (mit Illustration). — Der verlorene Sohn. — Blumenkörbe. — Fatal! VII. Leiden eines Debitanten, (mit Illustrationen von: Wilhelm Scholz. — Port Royal und la Trappe, von Julius Rodenberg. — Deutsche Gouvernanten in Paris. — Die Vögel als Architekten, von H. Beta. — Die Mode, von Veronika von G. — Wirtschafts-Plaudereien. — Aehrenlese. — Räthsel. — Nebus. — Auflösungen des Logogryphs und Nebus Seite 152. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz.

Die Fürstin Schwarzenberg.

Am 1. Juli des Jahres 1810 bot die Stadt Paris ein bewegtes, glänzendes Schauspiel dar. Der österreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg, gab zu Ehren des Kaisers Napoleon und seiner jungen Gemahlin der Kaiserin, Marie Louise, ein Fest, wie es selbst in jenen verschwenderischen Tagen zu den Seltenheiten gehörte.

Die größten Vorbereitungen waren getroffen, das Hotel de Montesson in der Rue de Montblanc, wo der Botschafter residierte, durch die Kunst der geschicktesten Architekten in einen wahren Feenpalast verwandelt worden. Neben den herrlichen Räumen erstreckte sich ein improvisirter Riesensaal, zwar nur aus leichtem Holzwerk aufgerichtet, aber mit den kostbarsten Tapeten von Sammet und Seide bekleidet, mit großen Spiegeln, prächtigen Kronleuchtern, Girandolen und bunten Ampeln geschmückt. Girlanden von künstlichen und natürlichen Blumen schlangen sich von Säule zu Säule, bunte Bänder und sorggewinde flatterten von den Gallerien und Tribünen. Auf erhöhten Stufen, mit purpurnen Teppichen belegt, standen die reich vergoldeten Thronesseln für das kaiserliche Paar.

Dicht an diesen Saal stieß der schöne Garten des Hotels, wo zwischen den hell erhellten Gebäuden und Bosquets eine ländliche Bühne aufgeschlagen war. Den Blick begrenzte eine künstliche Nachbildung des Lustschlosses La Chamburg; eine schmelzvolle und angenehme Erinnerung für die österreichische Kaiserin, welche daselbst ihre glückliche Kindheit erlebt hatte.

Alles war darauf berechnet, die Macht Napoleons auf ihrem Höhepunkt und die Reize der jugendlichen Kaiserin zu feiern. Man dachte an die Ehrentafel der Fürstin Schwarzenberg, welche über der glänzend erleuchteten Eingangspforte ein Transparenz mit der flammanden Aufschrift:

„Mit sanfter Schönheit Reiz abt, Heldenthat verbunden, Heil! Heil! Die goldne Zeit wieder uns gesunden.“

Vor dem Gesandtschaftshotel und in den

benachbarten Straßen drängte sich das neugierige Volk von Paris schon seit vier Uhr Nachmittags, um die Aufahrt der hohen Herrschaften zu sehen und die Illumination zu bewundern. Es war ein Anblick, wie er schwerlich jemals wiederkehren wird, eine Entfaltung von Pracht, Luxus, wahrer und falscher Größe,

wie sie nur das Zeitalter des ersten Napoleon bieten konnte, eine Versammlung von bedeutenden Männern und schönen Frauen, von Fürsten und Helben, von historischen Namen und ewig denkwürdigen Erscheinungen.

Da war der König Murat von Neapel, auffallend durch seine Schönheit und seine bunte Tracht, mit Diamanten bedeckt, mit Goldstickereien überladen, halb Held, halb Kunstreiter. Die interessante Dame an seinem Arme, mit dem majestätischen Zügen und der stolzen Haltung, war seine Gattin, die Schwester Napoleon's. Beide erschienen in heiterster Feststimmung voll übermüthiger Lebenslust, scherzend und lachend mit ihrer nicht minder glänzenden Umgebung. Wenige Jahre später wurde Murat durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und schimpflich erschossen, während seine Wittve vertrieben umherirrte.

Dort der minder schöne, aber durch das geistreiche Gesicht fesselnde Herr in grüner Uniform, mit dem Großkreuz und Bande der Ehrenlegion, ist der Stiefsohn des Kaisers, der Vicekönig von Italien, der ritterliche Eugen Beauharnais, unter den Napoleonen der ehrenvollste durch seinen Charakter, wie er der anmüthigste und lebenswürdigste. An seine Seite schmiegte sich seine Gemahlin, die Tochter des Königs von Württemberg, würdig eines solchen Mannes.

Noch eine deutsche Prinzessin glänzte hier, die treue Gattin des Königs von Westphalen Jérôme, bekannt als jüngster Bruder Napoleons durch sein abenteuerliches Leben, wie durch seine Vergnügungssucht, die sich auch in seinem Motto ausdrückte: „Morgen wieder lustig!“ Zahllose kleinere Fürsten und Herzöge drängten sich zwischen den Marschällen und Ministern des ersten Kaiserreichs, unter denen besonders der kleine, hinkende Talleyrand und der feine, gleichsam zum Spion und Verschwörer geborene Polizeiminister Fouché die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

In der Nähe des Gartens stand der österreichische Botschafter Fürst Schwarzenberg mit seiner ganzen Familie, um das kaiserliche Paar in wür-



Die Fürstin Schwarzenberg. Originalzeichnung von D. Wisniecki.

bigster Weise zu empfangen und die Tochter seines Monarchen an der Stelle und im Namen ihres abwesenden hohen Vaters zu begrüßen. Mit ihm vereinigte sich sein Bruder, der regierende Fürst, und dessen Gattin Pauline, geborene Fürstin von Armerberg, eine der würdigsten Frauen, mit ihren beiden zu reizenden Jungfrauen herangeblühten Töchtern. Sie stand im Begriffe, Paris zu verlassen, war aber auf die bringende Bitte ihres Schwagers noch einige Tage geblieben, um sein Fest verschönern zu helfen.

Auch der bekannte Fürst Metternich war von Wien eingetroffen, und Napoleon und dessen hoher Gemahlin seine Huldigungen bei dieser Gelegenheit darzubringen und zugleich neue diplomatische Verbindungen anzuknüpfen.

Schmetternde Fanfaren kündigten die Nähe des Kaisers an. Napoleon, der Mann des Jahrhunderts, erschien, mit dem klassischen, ehernen Imperatorengesicht und neben ihm, wie der verkörperte Triumph, seine schönste Eroberung, Marie Louise, die Tochter und Enkelin der Habsburger, frisch und buftig wie eine aufgekühlte Rose, die der eiserne Schlachtengott sich auf seiner Bahn gepflückt und an seine Brust gesteckt.

Er selbst bildete den Mittelpunkt der strahlenden Versammlung und Aller Augen waren nur auf ihn gerichtet. Jede seiner Mienen wurde beobachtet, sein Wink galt als Befehl, sein Ablick beherrschte diese ganze Welt. Um ihn scharte sich, wie um die leuchtende Sonne, das besternte Heer dieser Könige, Fürsten, Diplomaten und Helden.

Nachdem er das Portal überschritten, in dem hell erleuchteten Garten die ihm zugehörigen Huldigungen kaum beachtet, hielt er mit der Kaiserin seinen Umzug durch den Saal und ließ sich die hervorragenden Persönlichkeiten vorstellen. Eben richtete er einige herablassende Worte an die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, die Schwägerin des Botschafters, als durch einen Luftzug eine der tausend Flammen und Flämmchen, welche hier strahlten, die leichte Gaze, womit die Gallerien besetzt waren, plötzlich ergriff.

Es war nur ein Funke, ein unbedeutendes Auflodern! Einer der Kammerherren des Kaisers bemerkte den Schein und riß gewandt das lockere Gewebe von der Wand, indem er mit seinem Hute das Flämmchen zu ersticken suchte.

Schon aber züngelte die rasche Glut schnell empor und fand neue Nahrung in dem leichten Stoff an den mit Flor bedeckten Säulen aufsteigend, von Girlanden zu Girlanden springend, immer weiter greifend, bis zur hohen Decke glimmend. Die Musik verstummte und die erschrockenen Musiker verließen gleich die Gallerie, indem sie in der Eile ihrer Flucht die zu der äußern Treppe führende Thür öffneten.

Draußen raste zum Unglück ein Gewittersturm und stürzte sich jetzt mit wilder Wuth auf die wachsenden Flammen. Im nächsten Augenblick brannte bereits der ganze Saal in heller Glut. Die Verwirrung wurde allgemein, Jeder suchte sich zu retten, zu entfliehen und die Menge stürmte in furchtbarem Gedränge nach den Ausgängen zu.

Nur Napoleon stand ruhig wie eine eiserne Statue, von den zuckenden rothen Flammen beschienen, den durchbohrenden misstrauischen Blick auf den Gesandten an seiner Seite gerichtet. Dieser drohte unter der doppelten Last des schweren Verdachtes und seiner Verantwortung zu erliegen. Die Officiere der Garde, welche im ersten Augenblick Rath befürchteten, hatten um den Kaiser mit gezogenen Degen einen Kreis gebildet, um mit ihrem Leben das seinige zu schützen.

„Ich kenne den Bau meines Saales,“ rief der Fürst, „und halte ihn für verloren; aber es gibt der Ausgänge genug, Niemand wird sich beschädigen. Mit meinem Körper, Sir! bed' ich den Ihren!“

Napoleon reichte der Kaiserin den Arm und folgte dem vorschreitenden Fürsten durch den Garten zu einer kleinen Pforte, die auf eine benachbarte unbedeutende Seitenstraße stieß.

„Wohin führen Sie uns?“ fragte Napoleon, von einem plötzlichen Verdacht durchzuckt.

„In die Nebengasse,“ entgegnete der Fürst, „wohin ich den kaiserlichen Wagen bestellt habe, um das voraussichtlich übergroße Gedränge zu vermeiden.“

„Nein!“ gebot der Kaiser. „Ich will nach der Hauptpforte.“ Der Fürst gehorchte, obgleich keine Zeit zu verlieren war und die Gefahr mit jeder Minute stieg. Glücklicherweise erreichte Napoleon seinen Wagen, in den er die Kaiserin steigen ließ, während er selbst, sobald er sie in Sicherheit wußte, auf die Brandstätte zurückkehrte, um durch seine Gegenwart die Löschanstalten zu beschleunigen, was er mit so großem Eifer that, daß ihn fast der Wasserstrahl einer Spritze zu Boden riß.

Unterdessen hatte in dem brennenden Saale die Verwirrung den höchsten Grad erreicht; durch das große Portal wogte und stürmte die entsetzte Menge, während die Flamme ihr Zerstörungswerk verfolgte. Das dürrer Holz prasselte und stürzte zusammen, Balken und Bretter fielen flammend von allen Seiten hernieder und verperrten den Ausweg. Unter der Wuth der flüchtenden Menge waren die Stufen und Treppen zusammengebrochen und über die Gefallenen traten die Nachdringenden ohne Mitleid, Erbarmen und Rücksicht auf Rang, Stand, Alter und Geschlecht. — Hier lag die Königin von Neapel am Boden und dort brach die Königin von Westphalen zusammen, nur durch die Hilfe ihres Gatten und des Fürsten Metternich aus größter Lebensgefahr gerettet. Aeltern suchten ihre Kinder, Männer ihre Frauen; gleich und entsetzt irrten jetzt diese schönen Damen in aufgelöster und zerrissener Toilette, weinend und klagend umher. Ein herabfallender Funke genügte, ihre leichten Gewänder zu entzünden und sie in lebende, von Rauch und Flammen verzehrte Fackeln zu verwandeln. Ihre Eleganz und ihr Luxus wurde ihnen zum Verderben und jedes Kleid drohte ein Nessusgewand zu werden. Alle Bande waren gelöst. Die glänzende Gesellschaft, dieser Verein von Jugend und Schönheit, von Reichthum und Ruhm, von Pracht und Größe, bildete einen wirren Knäuel, ein Chaos von entsetzten Männern, weinenden Frauen, von bleichen Gesichtern, gerungenen Händen, von schrecklicher Todesangst und noch schrecklicherer Selbstsucht.

Wie ein Katarakt, Alles mit sich fortziehend, stürmte die Menge unaufhaltsam aus dem Saal in das Freie, glücklich das nackte Leben zu retten und den Flammen zu entgehen. In das Prasseln der Lohe, in den Lärm der niederschmetternden Trümmern mischte sich das Schreien und der Hilferuf der Unglücklichen, welcher das Heulen des Sturmes und den lauten Donner des sich jetzt entladenden Gewitters überlötete.

Verwirrung und Zerstörung waren überall. Zwischen den fliehenden Tänzern drängten sich die Löschmannschaften mit ihren Eimern. Der russische Botschafter, Fürst Kurakin, wurde ohnmächtig und brennend unter Trümmern hervorgezogen, und um die Flamme zu ersticken, summarisch in die nächste beste Pfütze geworfen. Seine Lebensretter belohnten sich selbst, indem sie ihm heimlich die demantenen Knöpfe von dem Rocke schnitten.

Das schrecklichste Schicksal jedoch traf die tugendhafte Fürstin

Pauline von Schwarzenberg. Sie war die treueste Gattin, die zärtlichste Mutter ihrer Kinder und fand durch ihre Liebe zu diesen den grauenvollsten Tod.

Während das Feuer den Saal ergriff, sah sie ihre zweite Tochter, die denselben Namen trug, in den Reihen der Tänzenden. Schnell ergriff sie ihre Hand und riß sie mit sich fort, um sie der drohenden Gefahr zu entziehen. Glücklicherweise gelangten beide zu der Treppe, wo sich die Menschenmenge im wilden Gedränge schob. Besonnen hielt sie einige Augenblicke an, um der nachstürmenden Flut auszuweichen. Mit ihrem Körper schützte sie das theuere Leben ihres Kindes, sich selbst vergebend und verleugnend. Unerfrohen drang sie durch Rauch und Flammen, wie ein Schutzengel wachend über das geliebte Haupt.

Schon hatte sie den nahen Ausgang nach dem Garten fast erreicht, als ein brennender Balken zwischen Mutter und Tochter herniederstürzte und sie trennte.

Von namenloser Angst ergriffen, ihr Kind vermissend, stürzte die Fürstin von neuem in den brennenden Saal zurück, um die Tochter zu suchen oder mit ihr zu sterben. Ohne die mit jeder Minute steigende Gefahr zu achten, irrte sie zwischen den Flammen umher, den geliebten Namen rufend.

Unterdess war ihr Gemahl, Fürst Joseph von Schwarzenberg, sogleich herbeigeekelt, um seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auf dem Wege nach dem brennenden Saale begegnete er dem Vicekönig Eugen und dessen Gattin, denen er eine Seitenthür zeigte, durch welche sie glücklich entkamen. Er selbst stürzte, da keine Zeit zu verlieren war, in den von Glut und Dampf erfüllten Raum, suchend, forschend, aber ohne die Verlorenen zu finden. Glücklicherweise gelangte er in den Garten, wo er seine Nachforschungen fortsetzte, von furchtbaren Anstößen ergriffen. Einige Bekannte wollten die Fürstin mit ihren Töchtern unter den Veretteten gesehen haben.

„Dort ist sie!“ rief ihm eine Stimme zu. Freundig eilte er nach der angegebenen Richtung, von neuer Hoffnung belebt. Schon glaubt er sie zu erblicken. Eine fremde Dame, welche allerdings der Fürstin ähnlich sah, tritt ihm entgegen.

Noch einmal stürmt er in den Saal zurück, die Gefahr nicht achtend.

Die Treppe ist eingebrochen, überall die gräßlichste Verwirrung.

Man trägt seine halb verbrannte Tochter, seine Schwägerin, die Gemahlin seines Bruders, mit heruntergerissenen Kleidern und vom Haupt getretenen Schmuck an ihm vorüber.

Unaufhaltsam dringt er weiter in den glühenden Höllenschlund.

Sein Blick fällt auf eine von den rothen Flammen grell beleuchtete Gestalt, welche ein winselndes Geschrei ausstößt.

Es ist die junge und schöne Fürstin Leyen, der das Kleid am Leibe verzehrt, das goldene Diadem in die Stirne geglüht war.

Er hat nur so viel Zeit, ihren Lebensretter, einen schwedischen Officier, nach seiner eigenen Frau zu fragen. Jener berichtet ihm, mitten in den Flammen die hohe Dame gesehen zu haben.

Der Fürst läßt sich nicht zurückschrecken; er will über die bereits brennenden Stufen hinaufklettern. Seine ererbte Phantasie glaubt das Bild seiner Gattin zu erblicken, wunderbar und entsetzlich! Sie scheint die Arme ihm entgegenzustrecken, seinen Namen zu rufen. Noch hofft er, sie erreichen, mit sich forttragen zu können — da bricht mit dumpfem Dröhnen der Fußboden unter ihm zusammen und wie aus dem Schlunde eines plötzlich sich öffnenden Vulkans wirbeln Rauch, Flammen, Schutt und Asche hoch empor, ihn in eine undurchdringliche Wolke hüllend.

Als er wieder die Augen öffnen konnte, war der ganze Wunderbau zusammengefallen — rauchende Trümmer, glühende Asche.

Ueber seinem Haupte zuckten die Blitze wie feurige Schlangen, rollte der schwere Donner des tosenden Gewitters, Schlag auf Schlag, rauschte der strömende Regen in mächtigem Guffe und löschte die letzten Gluthen des furchtbaren Brandes.

Durch die düsteren Wolken brach bereits die fahle Morgensonne und beleuchtete mit ihrem Dämmerlicht das traurige Schauspiel, dieses Chaos von Schutt und Schmutz, von verkohlten Balken, zertrümmerten Mauersteinen, Scherben und Geräth, zwischen denen noch die Reste der geistigen Pracht, Stücke von zerbrochenen Kronleuchtern, verkrümmte Degen, geschmolzener Schmuck hervorschwimmten.

Darunter fand man in der Tiefe den halbverbrannten, furchtbar, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichnam der unglücklichen Fürstin Schwarzenberg. Ein paar Ringe und das Halsband mit den Namenszügen und Locken ihrer Kinder in krystallener Kapselfließen keinen Zweifel mehr. Ein herabstürzender Armleuchter, der zertrümmert in ihrer Nähe gefunden wurde, hatte sie wahrscheinlich im Fallen erschlagen.

Ganz Paris betrauerte die treue Mutter, welche bei der Rettung der Tochter ihr Leben verloren hatte. Mit ihr zugleich wurde die Fürstin von der Leyen begraben. Außerdem waren zwanzig Menschen getödtet und über sechzig Personen mehr oder minder beschädigt. Der Verlust an Kostbarkeiten betrug einige Millionen, wovon ein großer Theil auf Rechnung des österreichischen Botschafters kam, der außer der großen Einbuße noch vielen Beschädigten das Verlorene großmüthig zu ersetzen suchte.

Trauriger noch war die Wirkung auf den Fürsten, indem das grauenvolle Ereigniß den Grund zur späteren Zerrüttung seines Geistes legte. Der Gedanke besonders, daß das Weib seines geliebten Bruders bei ihm und durch ihn einen solchen Tod gestorben, verfolgte ihn wie ein düsteres Gespenst durch sein ganzes ferneres Leben.

Auch Napoleon war tief erschüttert; vielleicht von einer Ahnung der nächsten Zukunft ergriffen. Kaum zwei Jahre später leuchteten die Flammen Moskau's zu seinem Untergange und Fürst Schwarzenberg begrüßte ihn nicht als Botschafter, sondern als Oberbefehlshaber der Verbündeten mit dem vernichtenden Donner der Kanonen bei Leipzig.

Die Hand Gottes hatte mit Flammenzügen das „Mene Mene Tekel“ geschrieben, aber auch er, wie Belsazar, die Warnung des Ewigen nicht erkannt.

[1543]

Mar Ring.

Der verlorene Sohn.

„Erzähle uns eine Geschichte, Papa,“ sagte in einer Winternacht ein kleines Mädchen mit altklugem Gesicht und unterbrach sich für einen Augenblick in seiner gewöhnlichen Beschäftigung vor dem Zubettgehen, nämlich an dem Daumen zu saugen — eine Beschäftigung, der es mit einem Ernst und Eifer

oblag, als wenn das Heil der Welt davon abhinge; „bitte, erzähle uns eine Geschichte, Papa.“

„Ja, thu's, Papa,“ rief ein ganzer Chor von Kindern „es ist so lange her, daß Du uns etwas erzähltest.“

„Ich wüßte nicht, daß Papa uns überhaupt einmal erzählt hätte,“ sagte eines von den jüngsten Kindern.

„O, Dolly!“ rief ein halbes Duzend. Aber das nächste Schwesterchen nahm das Wort.

„Allerdings hat uns Papa erzählt,“ sagte sie altklug „aber Du bist erst im letzten Jahre geboren, und Papa ist viele, viele Monate fort gewesen.“

In Wirklichkeit war Dolly fünf Jahre alt, und ihr Papa ungefähr drei Wochen lang „fort gewesen.“

„Nun denn,“ ergriff jetzt der letztere das Wort „ich will's versuchen. Wovon soll ich euch erzählen?“

„D, von Schottland!“ rief die Älteste.

Gut. Es war an einem Abend Anfangs April. Die Sonne war mit fahlem Gesicht hinter einem Hügel im Hintergrunde meiner Geschichte untergegangen. Und als sie unter war, brannten die Herdfeuer in allen Gehöften heller auf, als ob sie sich freuten, daß die Sonne schied und nun ihnen das Geschick überließ. Auf einem Herde aber brannte das Torfeuer ganz besonders hell. Ein Kessel mit der Abendmahlzeit hing darüber, und ein kleines Mädchen saß dabei, mit einem süßen gebantenvollen Gesichte. Ihr Haar trug die Kleine aufgebunden in einem seidenen Netze, wie es bei den schottischen Mädchen Sitte war, lange bevor man in London an diese Mode dachte. Auch einen Federhut hatte sie, aber nicht im Haar, sondern an der Seite, durch den Schurzriemen befestigt. Ihre Hände aber arbeiteten mit zwei großen Nadeln stift und emsig an den Maschen eines blaugerippten Strumpfes, den sie für den Vater strickte.

Er war in den Hügel. Nelly wußte, daß er heute seine Schafe höher hinaufgetrieben hatte, aber nun mußte sie ja doch bald seine Schritte hören, mußte der lang ersehnte Augenblick nahen, der ihn und mit ihm das Glück nach Hause brachte.

„Aber hatte sie denn keine Mutter?“

O ja, sie hatte eine Mutter. Wäret ihr in jener Nacht in der Hütte gewesen, so hättet ihr in regelmäßigen Pausen ein Husten gehört und entdeckt, daß Nelly's Mutter zu Bette lag — nicht in einem Bette mit Vorhängen, sondern in einem Bette mit Thüren, gleich einem Schranke. Uns freilich würde ein solcher Käfig nicht sehr einladend erscheinen, aber wir Alle wären für die hölzernen Vorhänge dankbar, müßten wir in solch einer Hütte wohnen, neben dem Hügel, dem der Wind entlang rauscht, wie ein wilder Strom, nur zehnmal geschwinder als irgend ein Strom, selbst vom Hügel niederwärts, rauschen könnte. Mächtig und die ganze Nacht ein Säulen und Brausen, Wirbeln und Rasen durch die Hütte, und nun denkt euch ein armes Mütterchen mit einem Husten oder einen Mann, der den lieben langen Tag draußen in der Kälte war — o wie erwünscht ist da solch ein Plätzchen, darin still zu liegen und den übrigen Raum des Hauses den Winden und Heren zu überlassen.

Nelly's Mutter also war krank und wenig Hoffnung, daß sie je wieder gesund würde. Was sie ohne Nelly angefangen hätte, kann ich mir nicht vorstellen. Selbst die Krankheit ertrug sie leicht, wenn Nelly am Krankenbette saß. So gut, so engelsgut war Nelly.

Nach einer Weile erhob sich die letztere, legte einige Tortstücke zu und hing den Topf um einen oder zwei Kettenringe höher, denn sie war ein kluges Mädchen, obwohl erst zwölf Jahre alt, und verstand das Kochen aus dem Grunde.

Dann setzte sie sich wieder und nahm den Strickstrumpf auf, ihr einziges und wahrlich billiges Vergnügen.

„Wo der Vater nur bleibt!“ fragte die Mutter aus ihrem Bette.

„Er wird ja bald kommen. Auch ist es noch gar nicht so spät. Du weißt ja, daß er heute nach der andern Seite des Hügel's trieb.“

Das war just die Seite des Hügel's, hinter der die Sonne niederging. In demselben Augenblicke, da die Sonne ihn vergebete, stand Nelly's Vater auf dem Gipfel des Hügel's, doch sie konnte ihn nicht sehen, obwohl sie dorthinauf blickte, weil die Sonne sie blendete. Er aber kam herab mit seinen Schafen, die er für die Nacht in eine Art Schuppen brachte; dann eilte er nach seiner Hütte. Nelly hörte den wohlbekannten Schritt näher und näher kommen, auf dessen Schall sie immer gewartet hatte, und sie sprang empor, aber anstatt hinaus und dem Ersehnten entgegen zu eilen, ging sie, wie eine ächte und rechte kleine Hausfrau, zum Feuer, nahm den Topf herab, goß seinen Inhalt in eine Schüssel und stellte diese für den Ankommenden auf den Tisch.

Er sah sorgenvoll aus, als er hereintrat, ein großer Mann mit weitergebräutem Gesicht, in einem groben grauen Kittel mit einer runden blauen Mütze.

„Nun, Nelly,“ sagte er, indem er seine Hand auf ihre Stirn legte und in das süße Gesicht blickte, „wie geht's der Mutter?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, ging er zu dem Bette, wo das blasser Duldantliß seines Weibes auf dem Kissen lag. Sie hielt ihm ihre magere weiße Hand hin und er nahm sie zärtlich in seine große braune Rechte, aber bevor er noch sprach, lag sie die Sorge in seinem Gesichte und sagte:

„Was hast Du so spät noch Nachts gemacht, John?“

„Ich war beinahe bei der Hürde,“ erwiderte der Schäfer „bevor ich's merkte, daß eines von den Lämmern festste. Da trief ich die Herde denn in den Stall und ging dann mit den Hund wieder zurück, um es zu suchen.“

„Wo ist Jumper?“ fragte jetzt Nelly, welche einen Hund streichelte, der mit dem Schäfer gekommen war und nun vor dem Feuer lag.

„Da wir nichts von dem Lamm sehen konnten,“ erzählte der Vater, „so sagte ich zu Jumper: Such' und bring's nach Hause! und Blackfoot und ich gingen zusammen heimwärts. 's ist keine leichte Arbeit für das arme Thier, denn die Nacht wird stürmlich werden; aber wenn ein Hund es bringen kann, bringt er's.“

Damit setzte er sich zum Feuer und zog die hölzernen Schürze an sich. Dann nahm er die Mütze vom Kopf und sagte halblaut ein Gebet. Dann bedeckte er sich wieder, denn sein Kopf war beinahe kahl, und die Hütte, wie gesagt, ein lustiger Aufenthalt.

In demselben Augenblicke stürzte sich auch schon ein Windstoß auf das Haus und heulte durch den Kamin. Und eine Minute später prasselte der Regen an das kleine Fenster und stieß zischend in das Torfeuer.

„Da kommt's schon,“ sagte der Schäfer, mit Bezug auf das Wetter.

„Armer Jumper,“ sprach Nelly.

„Und armes Lämmchen!“ sprach der Schäfer.

„Es ist seine eigne Schuld,“ meinte Nelly, „warum liest es davon!“

„Des wol,“ entgegnete der Vater, „aber das arme Ding konnte die Folgen nicht absehen.“

Nach Beendigung seiner Abendmahlzeit stand er auf und ging vor die Hütte, um nach Zumper und dem Lamm auszu- prähen; aber die Nacht war so finster, daß er nicht zwei Schritte weit sehen konnte, weshalb er bald wieder hinein ging. Er nahm die Bibel und las daraus ein Kapitel seiner Frau und Tochter vor, und es that ihnen allen wohl, trotzdem Nelly nicht sehr viel davon verstehen konnte.

Und just als er die Bibel zuklappte, scharrte es an der Thüre. Er stand auf, um zu öffnen, und herein kam das Lamm und hinter ihm Zumper. Und Zumper war wie durchs Wasser gezogen, aber er schien so glücklich, als nur ein Hund sein kann, und blickte in das Gesicht des Schäfers triumphirend auf, als wenn er sagen wollte: Hier ist es, Herr. Das arme Lamm aber sah jämmerlich zerzaust aus, denn es war über Stock und Stein und durch das Gestrüpp gerannt und hatte nach Zumper ge- sehen, wie Zumper nach ihm.

Zumper aber lag, nachdem ihm Nelly sein Abendbrot ge- geben, still beim Feuer neben dem andern Hund, der ihm den nächsten Platz an der Stut eingeräumt hatte, und ihm zur Seite ruhete das Lamm. Dann sagte Nelly Vater und Mutter und den Hunden Gutenacht und ging zu Bette, stillvergnügt, daß der Wind nun blasen mag soviel er will, da Schafe und Hunde und Vater, kurz Alle bis zum Morgen wohl ge- borgen sind.

Während sie nun so in ihrem warmen Bettchen lag, hörte sie Vater und Mutter mit einander sprechen, denn ihr Lager war von dem ihrer Aeltern nur durch eine dünne Bretterwand getrennt.

„Es war nicht der Verlust des Lammes, John,“ sagte die Mutter, „was dich so sorgenschwer aussehen machte, als Du heute nach Hause kamst.“

„Nein, es war nicht das, Jane,“ erwiderte der Vater.

„Du hast etwas über Willie gehört.“

„Ich kann's nicht leugnen.“

„Was ist's?“

„Ich will dir's morgen erzählen.“

„Nein, nein, John, ich könnte nicht einschlafen vor Sorge, was es ist. Du thu'st darum besser, es mir jetzt zu erzählen. Ach, wollte Gott doch dies verlorene Lamm in seine Hürde zurückbringen, ich würde glücklich sterben — so traurig es auch für mich sein wird, Nelly und Dich, mein einziger John, zu verlassen.“

„Sprich nicht vom Sterben, Jane. Du brichst mir das Herz.“

„So wollen wir nicht mehr davon reden. Aber was ist's mit Willie? Und wie hast Du etwas von ihm hören können?“

„Ich war nicht weit von der Strafe, als ich den Boten James Jamieson mit seinem Fuhrwerk den Hügel heraufkom- men sah. Da rief ich ihn denn an.“

„Und er hat es Dir erzählt? Was sagte er?“

„Nichts Bestimmtes. Er meinte nur, daß er vom Kauf- mann Wauchope gehört habe, daß der Sohn eines gewissen Ehrenmannes — er meinte mich, Jane — auf falschem Wege ginge. Und als ich James Jamieson fragte: welchen Weg der Mann meinte? erwiderte mir James: Natürlich, den breiten Weg. — Da setzte ich mich nieder auf einen Stein und hörte nichts mehr. Als ich aber endlich mich ermannete, James um das nähere zu fragen, war derselbe mit seinem Fuhrwerk längst außer Sicht. Ich will es Dir nur gestehen, daß ich bei dieser Gelegenheit das Lamm verlor.“

Tiefe Stille folgte. Die kleine Nelly begriff, daß ihre Mutter vor Schmerz nicht sprechen konnte. Dann vernahm sie durch die Bretterwand ein Schluchzen und leises Weinen; aber kein Wort ward mehr gesprochen und Nelly sank, wenn auch ihr Herz traurig war, bald in festen Schlaf.

Was nun den Sohn des Schäfers betraf, so war Willie nach dem College in Edinburgh gegangen. Und Alles war gut im ersten Winter; sie besuchten nämlich in Schottland nur wäh- rend des Winters das College. Ende März kam er nach Hause und half seinem Vater redlich bei der Arbeit in Feld und Stall, bis es wieder Winter wurde und ihn nach Edinburgh rief. Nun aber war es Frühjahr und er sollte seit einer Woche schon da- heim sein, allein er kam nicht. Zwar entschuldigte er sich brief- lich, daß er bis zum Ende des Monats noch Lehrlingsein geben müsse, aber in Wahrheit dachte er überhaupt nicht heimzukehren. Es war ihm eben zu einsam dort, am Hügel, wo nur Vater und Mutter und Schwester wohnten. Er hatte mit einigen Stu- denten Freundschaft geschlossen, welche die Weisheit lieber im Whisky als aus Büchern schlürften, und Gefallen an ihren Grundsätzen gefunden.

Nelly, wie gesagt, zu jung, um nicht trotz der Sorge zu schlafen, lag schlafend und träumend da, und der Wind, der draußen über das Strohdach pfliff, sang in ihren Traum.

Sie träumte, sie wäre in stürmischer Nacht auf freiem Felde, sie mit ihrem Vater. Aber sie war nicht mehr Nelly, sondern Zumper. Und der Vater sagte zu ihr: Lauf, Zumper, und bring' das schwarze Lamm nach Hause! Und sie lief durch Sturm und Regen, über Stock und Stein, bergauf, bergab, um das schwarze Lamm zu finden. Und endlich fand sie es, dicht vor einem jähen Felsenabhang und trieb es zurück, trieb es vor sich her nach Hause, zur Mutter. Und da war sie plötzlich wieder Nelly und das kleine schwarze Lamm war Willie, ihr Bruder.

Sie erwachte und war betrübt, daß es nur ein Traum ge- wesen. Denn Willie war noch immer fort, noch immer auf dem breiten Wege, und, wer weiß, ob er jemals wieder den Weg nach Hause finden wird?!

Dieser Gedanke verließ sie während des ganzen Tages nicht mehr. Zuletzt schrieb sie einen Brief an ihren Vater, worin sie ihm ihren Entschluß erzählte. Nachts dann, als sie wieder in ihrer Schlafkammer war, legte sie den Brief auf ihr Bett, zog ihre Sonntagskleider an und wartete, bis ihre Aeltern ein- schliefen.

Der Vater war sehr spät zu Bette gegangen. Auch er hatte einen Brief geschrieben, und Nelly sah, wie seine Gesichtsmuskeln schmerzlich zuckten, während er langsam, Wort für Wort nieder- schrieb. Nachdem er den Brief beendet und gesiegelt hatte, legte er ihn auf den Tisch und ging zu Bette.

Als Nelly ihn eingeschlafen glaubte, steckte sie ein Paar Strümpfe zu sich und nahm ihre Sonntagsschuhe in die Hand, stahl sich leise dann aus ihrer Kammer zur Thüre und öffnete sie, denn dieselbe war niemals verschlossen. Draußen herrschte tiefste Finsterniß, aber Nelly's Füßchen kannten den Weg, und so erreichte sie denn bald die Heerstraße. Am Himmel stand schweres Gewölk und verbarg die Gestirne, aber kein Windhauch regte sich. Nelly schlug die Richtung gegen Edinburgh in der Hoffnung ein, daß der Bote sie am Morgen einholen und mit- nehmen werde.

Sie war eine große Strecke weit gegangen — eine größere, als sie selbst vermutete, denn sie legte den größten Theil halb- schlafend zurück — als sie sich müde fühlte und seitab von der Straße auf einem Steine niederließ. Dahinter stieg ein an-

derer Felsblock empor und, an diesen gelehnt, sank Nelly bald in festen Schlaf.

Als sie erwachte, dämmerte ein trüber regnerischer Morgen, und ihre Füße waren eiskalt. Aber trocken waren sie, denn der Felsen, unter dem sie sich Nachts niedergelegt, wölbte sich über ihr gleich einem Dach. Ringsherum freilich war es traurig. Vor ihr dehnte sich ein Bdes Moor, weit, weit, bis wo eine Kette niedriger Hügel sich hinzog. Ihr im Rücken ragte ein Berg, kahl und zerklüftet, auf welchem weder Hirt noch Heerde zu se- hen war. Ihre Heimat schien über Nacht vom Erdboden ver- schwunden, und Alles dämmerte ihr wie ein Traum oder ein Er- wachen in einer andern Welt. Allmählig nur kam sie zum vollen Bewußtsein ihrer Lage und nun besiel sie die Furcht, der Bote möchte, während sie schlief, vorübergefahren sein. Auch Hunger verspürte sie, und hatte nicht einmal ein Stückchen Brod mit- genommen.

Aber es war erst Dämmerzeit, und der Bote kam noch lange nicht. So blieb sie denn unter dem Felsen, der etwas trauliches für sie hatte, und starzte, die Arme um die Knie geschlungen, vor sich in die traurige, graue, neblige Landschaft.

Nach einer Weile richtete sie sich auf und kniete, mit dem Rücken gegen das Moor gekehrt, zum Gebete nieder, daß Er, der Zumper das Lamm finden ließ, auch sie den Bruder finden lehre. Dann sank sie abermals in Schlaf.

Als sie diesmal erwachte, sah sie am Rande der Strafe den Fuhrmann stehen, den verwunderten Blick auf sie gerichtet. Und unweit davon hielten seine beiden starkknochigen Kofse mit dem Botenwagen.

„Aber um des Himmels willen,“ sagte der Fuhrmann zu Nelly, die vor Freude einen Schrei ausstieß, „was machst Du hier?“

„Ich erwartete Dich,“ antwortete sie.

„Wohin willst Du denn, mein Kind?“

„Nach Edinburgh.“

„Was um des Himmels willen hast Du in Edinburgh zu thun?“

„Ich will zu meinem Bruder, nach dem College.“

„Aber das College ist jetzt geschlossen.“

„Das weiß ich.“

„Weißt Du denn, wo er wohnt?“

„Nein,“ sagte Nelly.

Der Fuhrmann sah sie mit großen Augen an. „Ist's in Geschäften, daß Du so von Hause fortgehst?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, in Geschäften.“

„Aber dein Vater muß nichts davon wissen, denn als er mir diesen Morgen einen Brief an Willie mitgab, sagte er mir kein Wort von Dir.“

„Er glaube mich noch in meinem Bette, im tiefsten Schlaf,“ entgegnete Nelly und versuchte zu lächeln, aber der Gedanke, daß der Mann ihren Vater gesehen, seitdem sie von Hause fort- gegangen, war zu viel für sie und sie brach in Weinen aus.

„Ich kann nicht wieder mit Dir zurückgehen“ sagte der Fuhr- mann, „so mußt Du denn in Gottes Namen mit mir gehen.“

Er half ihr die Schuhe und Strümpfe anziehen, denn er war ein gutherziger Mann und hatte selber Kinder. Dann machte er ihr von Stroh auf dem Wagen ein kleines Bettchen zurecht, schwang sie hinauf und bedeckte sie mit einigen Säcken. Und da lag denn Nelly so warm und behaglich und wohl auf- gehoben da, daß sie zum drittenmale in Schlaf versank.

Als sie aufwachte, gab ihr der Fuhrmann etwas Brod und Käse zum Frühstück und einen frischen Trunt aus einer Quelle am Wege. Dann begann Nelly sich umzusehen. Es regnete nicht mehr, sondern ein wolkenloser lichtblauer Himmel lachte über einer anmuthigen Landschaft, die Nelly freilich gar fremd- artig vorkam, denn so weit, weit konnte der Blick schweifen, und feimende Kornfelder waren ringsum, und weber Hirten noch Schafe waren zu sehen, sondern nur Kühe weideten dort und da auf den Wiesen.

„Sind wir schon bei Edinburgh,“ fragte sie.

„Bewahre!“ antwortete der Bote „da haben wir noch lange hin.“

Und so fuhren sie denn den ganzen Tag und die halbe Nacht, bis sie in ein Städtchen kamen, in dem sie Station mach- ten und schliefen. Am andern Morgen gings wieder fort, und der Weg schien Nelly endlos lang, trotzdem der Fuhrmann her- zensgut gegen sie war und Alles mit ihr theilte, mit Ausnahme des Whisky.

Da tauchte am Horizont ein großer Hügel auf, der einem schlafenden Löwen ähnlich sah.

„Siehst du den Hügel dort?“ fragte der Fuhrmann, und als Nelly erwiderte: „Freilich!“ sagte er: „Am Fuße dieses Hügels liegt Edinburgh.“

„D!“ rief Nelly und machte große Augen ...

Wie in einen seltsamen Traum verstrickt schien sich Nelly, als sie durch das Gewirr von Straßen und Menschengewimmel der Hauptstadt fuhr, aber wie auch Schritt für Schritt sich neue Wunder ihr entrollten, der Gedanke an ihre Pflicht, an das schwarze Lamm, wurde keinen Augenblick lang dadurch in den Hintergrund gedrängt.

Zuletzt hielt der Wagen vor einem Gasthose auf dem Gras- markte — einem großen Plaze mit seltsamen alterthümlichen Gebäuden ringsum, über welchen ein steiler Felsen emporragt, dessen Gipfel hinwieder ein Schloß krönt.

„Ich kann nicht mit Dir gehen,“ sagte der Fuhrmann zu Nelly, die vom Wagen sprang, „bevor ich abgeladen habe.“

„Ich bitte Dich auch nicht mit mir zu gehen,“ versetzte Nelly, „denn Willie, glaube ich, wird es lieber sein, wenn ich allein komme. Bitte, gib mir meines Vaters Brief.“

Der Bote handigte ihr den Brief ein und beauftragte einen kleinen Jungen aus dem Gasthose, sie nach Willie's Wohnung zu geleiten. Dieselbe lag in einer Strafe mit hohen schmalen Giebelhäusern, die so eng war, daß man dem Nachbar gegenüber aus dem Fenster die Hand schütteln konnte.

Auf der Flur vor Willie's Wohnung verließ der Junge Nelly. Diese klopfte zwei, drei Mal an die Thüre, bevor Jemand sich hören ließ. Endlich öffnete eine Frau die Thüre, schlug aber auf Nelly's Frage nach Willie dieselbe sofort wieder zu, ohne jene einer Antwort zu würdigen. Denn sie hatte am Morgen mit ihrem Nießer Willie Streit gehabt. Da sank Nelly der Muth und sie empfand mit Eins ihre Verlassenheit in der großen Stadt, setzte sich auf die Treppe nieder und weinte. Wil- lie's Wirthin aber fiel es nicht ein, nach dem kleinen Mädchen zu sehen, das draußen wartete.

So saß Nelly länger als eine Stunde auf der Treppe und wich nur, um die Leute vorbeizulassen. Aber so jämmerlich sie sich fühlte, so hatte sie doch nicht den Muth, noch einmal anzu- klopfen. Erst als eine Frau heraufkam, die an derselben Thüre klopfte, erhob sie sich und stellte sich zitternd hinter jene. Die Thüre wurde geöffnet und die Frau mit freundlichem Willkom-

men eingelassen. Da, als sich die Thüre wieder schloß, da erst rief Nelly: „Bitte, Ma'am, lassen Sie mich zu meinem Bruder Willie!“

Die Wirthin, die sich zu schämen begann, daß sie ihren Aelger ein unschuldiges Kind fühlen ließ, sagte: „Ach Du mein Gott! Warst Du diese ganze Zeit über hier? Warum sagtest Du denn nicht, daß Du Willie's Schwester bist? Komm herein! Du wirst ihn freilich nicht zu Hause finden. Ich kann überhaupt nicht sa- gen, daß er viel zu Hause ist.“

„Dann will ich Sie nicht erst bemühen,“ schluchzte Nelly.

„Bitte, sagen Sie mir, wo er ist, Ma'am.“

„Ach, du meine Güte! wie soll ich das wissen?! Komm lie- ber herein und warte, denn er kommt schwerlich vor morgen früh nach Hause.“

Mit schwerem Herzen trat Nelly über die Schwelle und setzte sich am Küchenfeuer nieder. Auch die Wirthin und ihr Besuch hatten Platz genommen und plauderten zusammen, wobei sie hin und wieder einen neugierigen Blick nach Nelly sandten, welche die Augen auf den Boden geheftet hielt. Die Wirthin be- zonders zog es oft hinzusehen, und je öfter sie hinsah, desto tieferen Eindruck machte das süße Kindesgesicht auf sie, so daß sie zuletzt, ohne selbst zu wissen, wie das zuging, das Kind herzlich lieb hatte; denn sie war eine gutmüthige Frau, wenn sie es auch manchmal nicht sein wollte.

Zuletzt trat sie auf Nelly zu und nahm ihr die Haube ab, was jene schweigend geschehen ließ. Dann kochte sie ihr Thee, und während Nelly denselben trank, legte sie ihr hundert Fragen vor. Nelly beantwortete alle, und die alte Frau, die sich über des Mädchens Muth und Entschlossenheit nicht genug wundern konnte, dachte bei sich: „Wahrhaftig, wenn irgend wer Willie auf bessere Wege zu bringen vermag, ist es das herzige kleine Ding da!“

Dann überredete sie Nelly, sich in Willie's Bett auszurufen, indem sie ihr versprach, sie zu wecken, sobald er nach Hause kom- men würde.

Und Nelly schlief, schlief, bis es Nacht ward. Als sie erwachte, war es dunkel, aber durch die Thüre drang ein Lichtschimmer. Schnell also erhob sie sich, zog Schuhe und Strümpfe an und ging in die Küche.

„Siehst Du, Nelly,“ sagte die Wirthin, „er ist noch immer nicht gekommen.“

„Wo er nur sein mag?“ jammerte Nelly.

„D, ich wette, er sitzt mit seinen Kameraden im Wirthshaus und trinkt.“

„Wo ist das Wirthshaus?“

„Ja, liebes Kind, deren gibt es hunderte.“

„Ich weiß, wo er gewöhnlich hingehet,“ sagte ein junger La- denbursche, der beim Feuer saß. Er hatte in dem Hause eine Schlafstelle und kannte Willie vom Ansehen. Er küßerte der Wirthin den Ort ins Ohr.

„D, bitte, sagen Sie mir es, Sir,“ rief Nelly. „Ich will ihn abholen.“

„Er wird Dir nicht folgen.“

„Gewiß wird er's,“ erwiderte Nelly zuversichtlich.

„Nun, wenn Du durchaus willst, Kleine,“ sagte der Lehr- ling, „so zeige ich Dir den Weg. Aber das sage ich Dir vorher, es ist kein hübscher Ort, Du wirst Dich sehr bald von dort wieder fortwünschen, mit oder ohne Willie.“

„Ich werde ihn ohne Willie nicht verlassen,“ sagte Nelly, während sie ihre Haube aufsetzte.

„Halt ein Weilschen,“ sagte die Wirthin, „glaubst Du, ich lasse das Kind ohne mich gehen?“

„So kommen Sie mit, Ma'am.“ Die Wirthin setzte ihre Haube auf und dann gingen sie zusammen hinab, in die Stra- ßen. Welch eine Wunderwelt für Nelly. Dieses Meer von Licht, diese schimmernden Läden voll hübscher Dinge! Welch ein Ge- wirr von rasselnden Wagen, welch ein Gewühl von Menschen! aber in all der Fülle des Neuen und Herrlichen hatte Nelly nur einen Wunsch: Willie!

Nachdem sie mehrere Straßen durchwandert hatten, führte sie der Ladenbursche durch einen Bogengang in einen finsternen winkligen Hof, wo einige Steinstufen zu einer Thüre empor- gingen, an welche jener anklopfte. Sie wurde geöffnet und der Bursche erkundigte sich nach Willie.

„Ist er drin?“ fragte er.

„Kann sein, kann nicht sein,“ antwortete eine dicke Frau in einem schmutzigen Wollentkleide. „Wer will denn zu ihm?“

„Das kleine Mädchen da.“

„Ja, bitte, Ma'am, ich bin seine Schwester.“

„Wir können hier keine Schwestern brauchen,“ sagte das rauhe Weib und wollte die Thüre schließen, aber der Laden- bursche setzte seinen Fuß zwischen Thür und Schwelle. „Ach was,“ sagte er, „seid doch nicht so böse. Warum wollt Ihr denn das Kind nicht seinen Bruder sprechen lassen. Die Königin sel- ber würde es einlassen.“

Das besänftigte die Frau ein wenig und, die Klinken in der Hand, zögerte sie.

„Die Mutter erwartet ihn,“ sagte Nelly. „Sie ist schwer krank. Ich hörte sie nach Willie schluchzen. Bitte, lassen Sie mich hinein.“

Damit hatte sie die Hand der Frau ergriffen. Diese zog sie zwar hastig zurück, that aber doch einen Schritt zurück und ließ Nelly eintreten.

„Aber hol' mich der Geier, wenn Einer von Euch herein- kommt!“ sagte sie.

„Wir wollen's auch nicht,“ versetzte der Lehrling, „wenn Ihr uns verspricht, daß dem Kinde nichts zu Leide geschieht.“

„Dafür bin ich allein da,“ sagte die Frau aufgebracht.

„Möchte den sehen, der sie anrührt. Aber Ihr bleibt draußen!“

Damit schlug sie den Weiden die Thüre vor der Nase zu.

Nelly befand sich in einem dunkeln Flur, aus dessen Hin- tergrunde ein schwacher Lichtschein durch ein Schlüßelloch kam und Stimmengewirr, Gelächter und Gläserklirren tönte. Bevor noch das Weib die Hausthüre verschlossen hatte, war Nelly an der Stubenthüre. Das Weib folgte ihr nicht.

Eine Pause war in dem Lärm eingetreten und Nelly klopfte an.

„Herein!“ schrie Jemand, und sie trat ein.

In einem runden Tische saßen vier junge Leute und tran- ken. Der Eine von ihnen war Willie, mit erhittem Gesicht und funkelnden Augen.

Alle starren verwundert auf das Kind vor ihnen, mit der seltsamen altmodischen Haube und dem kleinen Shawl um den Hals und Willie war nicht weniger erstaunt als die andern.

Nelly sprach zuerst.

„Willie! Willie!“ rief sie und würde ihm an den Hals ge- sprungen sein, wäre nicht der Tisch dazwischen gewesen.

„Was willst Du hier, Nelly? Wie, zum Henker, kommst Du hierher?“ fragte Willie ziemlich unanft.

„Ich will Dich, Willie. Komm mit mir nach Hause, bitte Dich, komm mit mir nach Hause!“

„Ich kann nicht, wie Du siehst,“ antwortete er. Dann zu seinen Kameraden gehend, sagte er, um seine Verlegenheit zu verbergen: „Wie nur das Kind den Weg hierher gefunden hat!“
 „Du wirst abgeholt,“ sagte der Eine mit höhnlichem Grinsen. „Die Mutter schickt nach Dir.“
 „Geh nur,“ sagte ein Anderer, „und sei versichert, Du kriegst es nicht, wenn Du brav nach Hause kommst.“
 „Niemand wird Dir ein böses Wort geben!“ meinte Nelly treuherzig.
 „Sei ein guter Junge und thu's nicht wieder,“ lachte ein Dritter und setzte das Glas an die Lippen.
 Willie versuchte zu lachen, aber es war offenbar, daß ihn die Spottreden ärgerten. „Was stehst Du hier, Nelly?“ sagte er gereizt. „Hier ist kein Platz für Dich.“
 „Noch auch für Dich, Willie,“ erwiderte Nelly, ohne eine Miene zu verziehen.
 „Wir taugen wol Alle nichts: wie, Nelly?“ sagte der Erste.
 „Komm und gib mir einen Kuß,“ sagte der Zweite. „Dann will ich Dir verzeihen.“
 „Du sollst Deinen Bruder nicht bekommen; trolle Dich also ohne ihn wieder heim,“ sagte der Dritte.
 Und Alle brachen, mit Ausnahme Willie's, in ein Gelächter aus.

„Geh, Nelly!“ sagte er ärgerlich.
 „Wohin soll ich gehen?“ fragte sie.
 „Von wo Du herkamst.“
 „Das ist von daheim,“ sagte Nelly, „aber ich kann heute Nachts nicht nach Hause gehen und werde es auch morgen nicht ohne Dich. Es wäre der Mutter Tod. Sie ist schwer krank, Willie. Ich hörte sie gestern Nachts nach Dir schluchzen.“
 Es schien Nelly in diesem Augenblick, als hätte sie gestern erst ihre Mutter verlassen.
 „Ich will nur das kleine Märchen nach meiner Bude bringen; ich komme sofort wieder zurück,“ sagte Willie, durch die Erwähnung der Mutter etwas befüllt.
 „Geh nur und sei ein gehorsamer Junge,“ schrien die Andern und brachen abermals in Gelächter aus. Denn in ihrer Herzensroheit verachteten sie Willie, weil er nur eines Hirten Sohn war.

„Ich will Euch was sagen,“ sagte er zornig jetzt, „ich gehe, wann und wohin ich Lust habe.“
 Zwei von ihnen schwiegen, weil sie sich vor dem kräftigen, gliedergewandten Bauerssohn fürchteten. Der dritte aber, den Andern zunichtend, sagte höhniisch: „Geh doch mit Deinem kleinen Schwesterle zu Deinem kleinen Mutterle!“
 Willie aber konnte nicht gehen, ohne daß der Eine oder Andere Platz machte, denn der Tisch war für das kleine Zimmer viel zu groß. Keiner that es. Da schlang sich Willie behend auf die Tafel, stieß demjenigen, der zuletzt gesprochen, das Glas um, daß der Inhalt dem Spötter auf Brust und Schooß floß, sprang herab, nahm Nelly bei der Hand und verließ das Haus.

„Das sind rohe Jungen,“ sagte Nelly. „Ich an Deiner Stelle, Willie, würde nie wieder mit ihnen umgehen.“
 Aber Willie sprach kein Wort, denn er war unzufrieden mit Nelly, mit sich selbst und mit seinen Freunden.
 Während des Weges nach seiner Wohnung fragte er plötzlich: „Was ist das mit der Mutter, Nelly?“
 „Ich weiß nicht, Willie, aber ich fürchte, sie wird nimmermehr gesund werden. Und Vater, glaube ich, fürchtet es auch.“
 Willie blieb eine lange Weile still. Dann fragte er: „Wie bist Du hierher gekommen, Nelly?“
 Das Mädchen erzählte ihm hierauf ihre ganze Geschichte.
 „Und jetzt, Willie,“ schloß sie, „wirst Du wol mit mir nach Hause kommen.“

„Es war sehr thöricht von Dir, Nelly. Wenn ich nun nicht gewollt hätte —?“
 „Aber Du willst es; nicht wahr, Du willst es?“
 „Du hättest mir ebensogut schreiben können,“ sagte er.
 Da erinnerte sich Nelly an ihres Vaters Brief und, weil sie unterdessen zu Hause angekommen, gab sie demselben den Bruder. Willie nahm ihn, setzte sich damit, den Rücken gegen die Schwester gewendet, nieder und las ihn. Als er zu Ende war, brach er plötzlich in Weinen aus, barg das Haupt in seine Arme und schluchzte laut. Nelly aber kniete hinter ihm auf einen Stuhl, schlang beide Arme um seinen Nacken und sagte, während ihr die Thränen über die Wangen liefen:
 „Niemand sagte dem schwarzen Lamm ein hartes Wort, als Jumper es nach Hause brachte.“

Da erhob Willie sein Haupt, umschlang Nelly und liebteste sie, sein Gesicht an das ihrige schmiegend, wie er es in früheren Jahren gethan hatte.
 Und weiter weiß ich nichts davon zu erzählen.
 „D ja, ja,“ riefen die Kinder wie aus Einem Munde. „Erzähle uns, wie sie nach Hause kamen.“
 Sie fuhren Tags darauf mit dem Boten nach Hause.
 „Und freute sich ihr Vater nicht, als er Willie sah?“
 Er machte nicht viel Worte, sondern hielt ihm die Hand hin, mit einem halben Lächeln um den Mund und einem Blick, wie Sonnenschein nach Gewitter.
 „Und Willie's Mutter?“
 Seine Mutter streckte die Arme nach ihm und zog ihn an ihre Brust nieder, streichelte sein Haar und erleschte Gottes Segen für ihren Sohn Willie.

„Und Nelly? — Freuten sie sich denn nicht über Nelly.“
 Sie machten viel mehr Aufhebens mit Willie, als mit ihr.
 „War Nelly darüber traurig?“
 Keineswegs, denn sie selber freute sich am meisten über ihn.
 „Ich hoffe, daß sie wenigstens nicht ausgezankt wurde, weil sie ihren Bruder geholt.“
 Das nicht, sondern als sie Alle zu Bette gingen, sagte der Vater zu ihr — Und jetzt sprach der Vater, der die Geschichte erzählt hatte, Schottisch.
 „Das ist Schottisch!“ schrie die ganze Gesellschaft. Und im Umsehen lag Papa, unter einem wahren Berge von Kindern begraben, auf dem Boden.
 Als wieder einige Ruhe war, sagte die Älteste, sie, die so gerne die Klugheit aus dem Daumen sog, sehr ernsthaft: „Jetzt wenn wir Wölfe gewesen wären, wär' es Dir schlimm ergangen, Papa.“
 Und dann gingen sie Alle zu Bette. [1548]

Blumenkörbe.

„Dein Zimmer ist öde; du wohnst dich allein
 „Und draußen lacht fröhlich der goldige Maien?
 „Geh, atme die Dürfte der Blumenwelt ein,
 „Trag sie von der Wiese ins Zimmer hinein.
 „Betrachte die Blumen und läß' ihren Mund,
 „Und glaub' mir, dein Herz wird baldigst gesund!“

Dies sang, sich selbst zum Troste, einst ein einsames Herz,

das, früh ins Leben getreten, dasselbe auch früh wieder verlassen. Seinen Namen hat die Welt wol vergessen, seine Lieber vergißt sie nicht und die Aufmunterung, die der Dichter sich selbst zuruft, rufen wir heute Allen zu.

Nicht Jedem ist es vergönnt, die Freuden des Frühlings im eigenen Garten zu genießen; nicht Jedem, durch östern Spaziergang ins Freie das Erwachen der Natur zu beobachten; aber Jedem, auch dem Geschäftigsten, auch dem Aermsten, ist es gegeben, die Lieblinge eines fühlenden Herzens, die Blumen, mit geringer Pflege und ohne Kosten in seiner Nähe zu haben. Lassen wir ohne Meid dem Reichen in seinen Glashäusern die schlanken Formen majestätischer Palmen und die bizarren Gestalten tropischer Orchideen; lassen wir oben auf dem Balkon die weißglodigen Yuccas und die starren Blattsterne der hundertjährigen Agave. Wir besitzen ja genug, was unser Herz erfreut und was wir froh und stolz unser Eigenthum nennen. Wenn jetzt draußen im ersten Frühling das blaue Leberblümchen der schmetternden Lerche sein Köpfchen nachstreckt, wenn auf der Wiese und in den Grasgärten das Schneeglöckchen läutet, die gelbe Primel sproßt, im Walde die weiße Anemone ersteht, wenn der Haselstrauch seine schutzlosen Käpchen entfaltet und aus der großen Knospenschuppe heraus die Weide ihre silberberpelzten Blütenstände zur Schau bringt, wenn über uns am Bache die Grentäschgen schwanken und zu unseren Füßen das erste Wiesengras seine lockere Blütenrispe zeigt: da können auch wir wol freudig auf unsere Blumen zeigen und Jedermann fragen: „Wer hat etwas Schöneres?“

Und mit jedem Tage vermehren sich unsere Schätze. Da erschließt auf dem Felde der Grenzpreis seine viertheilige Blumentone, auf der Moorwiese prangt die saftige, gelbe Dotterblume, die Ranunkel, die spitzbürtige Garer, auf sandigem Abhange treibt die fingerblättrige Potentilla, die Bogelmeise und das Jungferblümchen, auf trockenem Hügel die violettblumige Kiebschelle und im knospenden Laubwald die blaue Pulmonaria. Da wandern wir denn von Fede zu Fede, von Feld zur Wiese, von der Wiese zum Wald und sammeln die Blumen, die aber leider, wie die Blumen der Alpen, alle noch kurzlebig sind und sich nicht zum Strauche winden lassen. Ein Andenken an den beiten Genuß des Frühlings wollen wir ja doch haben und unseren Angehörigen daheim, die Arbeit oder Alter an das Zimmer bannt, einen Genuß mitbringen von der freien, sonnigen Welt dort draußen. Doch die Blumen welfen, kaum erreichen die kurzen Stiele das Wasser im Glase oder der Blumenvase; die trockne Zimmerluft rollt die Blätter und schließt die Blüten.

Jetzt ist es aber auch noch nicht Zeit zu Blumensträußen und zur Erhaltung unserer Lieblingsbeholdungen wir anderer Mittel, der Blumenkörbe. Dieselben bestehen aus einem leichten Drahtgerüst, das eine flache Schale darstellt und auf einem Zinkunterfaß ruht. Der Zinkunterfaß, der möglicherweise mit Zierath versehen, sonst aber auch von einfach ovaler Form sein kann, muß einen etwa 1 Zoll hohen Rand haben und mit der Form des Drahtkorbes harmonieren; er darf nicht größer sein als letzterer, um nicht unangenehm in die Augen zu fallen, wenn der Drahtkorb mit Blumen gefüllt ist. Die Blumen werden nun folgendermaßen eingelegt. Zunächst dem Munde des Korbes werden die längsten Stengel oder mit Blättern versehenen Zweige in möglichst schräger Lage angebracht, so daß die Spitzen mehrere Zoll über den Rand des Korbes hinausragen und nach ausgedehnt liegen; auf diese Weise wird eine grüne Enveloppe gebildet, die den Drahtkorb verdeckt und die Papier-Enveloppe der französischen Bouquets vertritt. Auf diese Zweige folgt eine ziemlich starke Schicht eines Gemisches von Sand und zerhacktem Moos in feuchtem Zustande. Dadurch erhalten die Zweige eine feuchte, das Wasser der Vafen erregende Decke und die übrigen für den Korb bestimmten Pflanzen eine ausgezeichnete Unterlage für ihre Erhaltung. Zunächst den Zweigen kommen diejenigen Blumen, die sich am längsten halten, ja möglicherweise weiter wachsen, wie das Sumpferogmeinnicht, die hartblättrigen Jarnträuter, Winzen, Niedgräser und die süßen Gräser der feuchten Wiesen.

Auf die letzteren gerade, auf diesen so wenig beachteten Schmuck, müssen wir besonders aufmerksam machen. Die lockere zarte Blütenrispe des verblettesten, an allen Straßen wachsenden Grases entwidelt sich, wenn die Pflanze mit den Wurzeln herausgehoben und in den Sand eingepflanzt ist, außerordentlich schön; seine von Natur geringe Höhe läßt die Blüthen gleich einem feinen Schleier sich über den Blumenkorb ausbreiten und die sich überall einen Durchweg suchenden Blätter bilden einen stets frischen Untergrund für die nun folgenden Blumen, die in wechselnder Reihenfolge vom Munde des Korbes nach der Mitte zu fortschreiten und immer so in den Sand gesteckt werden, daß endlich der ganze Korb eine gewölbte gleichmäßige Fläche bildet, die mit Blumen und Blättern vollständig gedeckt ist und nichts von der Unterlage erkennen läßt. Aus dieser Fläche erheben sich nur die zarten Grasblüthen oder das fein geistliche Laub einiger Jarnträuter, welche der Fläche das Einförmige benehmen. Der auf diese Weise vollendete Korb kommt nun auf den mit feuchtem Sand angefüllten Zinkunterfaß, dessen Sandfläche, soweit sie nicht vom Boden des Korbes bedeckt ist, mit frischem Moos belegt wird. So wie sich je nach der Jahreszeit der Inhalt des Korbes ändern wird, wechselt auch die Bedeckung des Unterfaßes. In die Stelle des Mooses tritt beispielsweise im Sommer das genügsame Fettkraut, der Mauerpfeffer, der sich bald in dem Sande festwurzelt und bis in den Herbst hin eine dichte, grüne Decke bildet. Die Hauptbedingungen für die Erhaltung eines solchen Blumenkorbes sind: die Wahl solcher Pflanzen, die ziemlich harte Blätter und nicht zu schnell abfallende Blüten (wie z. B. der Wahn) haben; zweitens guter Schutz vor Sonnenlicht und Zugluft und drittens ein sorgfältiges feines Ueberprüngen an jedem Abend und Morgen, nachdem der Korb während der Nacht recht feucht und kühl gestanden hat.

In solchem Gewande erfüllt auch das bescheidenste Blümchen, was der Dichter von ihm verlangt: es trägt die lachende Jahreszeit dir ins Zimmer hinein und beseligt dich, den Einsamen; denn du siehst es leben und in ewiger Veredelung neue Blüten entfalten. [1542]

Paul Sorauer.

Fatal! VII. Die Leiden eines Debütanten.

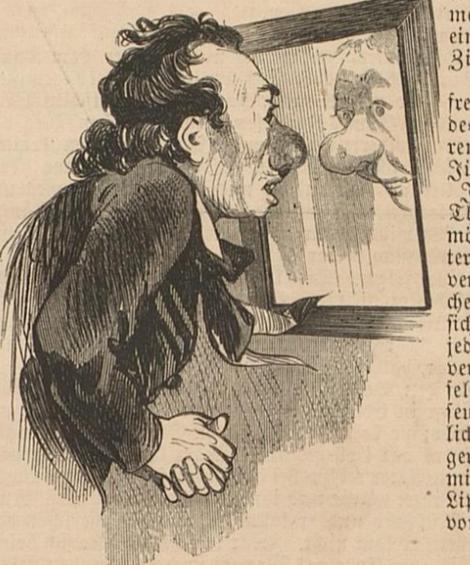


ewig, lieber Leser und schöne Leserin, hat es auch in deinem Leben schon Nächte gegeben, in denen du, um es kurz zu sagen, nicht schlafen konntest; aber was wollen solche harmlose Nächte, in denen man



„unwiderstehlichen innern Drange getrieben“, der dramatische Kunst in die Arme geworfen und den Bemühungen eines einflußreichen Verwandten war es gelungen, ihm die Vergünstigung eines ersten Debüts bei dem Director der bedeutenden Provinzialbühne zu B. auszuwirken.

Fasse meine Hand fest, lieber Leser, denn ich muß dich je führen in das Labyrinth von Wäldern, Schluchten und Höhlen in das Chaos von allem Denkbaren und Undenkbaren, das sich vorfindet auf den Brettern, so die Welt bedeuten — sollen! Ich dich, daß dein Fuß hier nicht strauchle über den Sarg weiler König Enzio's, daraus der gute Raupach ihn so unarmbarher an einer blonden Locke hervorgezogen hat, oder daß dein Hamlet nicht stoße an diesen etwas zu tief herabgelassenen Thronhimmel, mit welchem soeben die Nase unferes Gottlieb innige, aber leider ziemlich unsanfte Bekanntschaft machte. Unser Wilm hatte sich beim Ankleiden etwas verspätet und kam zur Probe gerade als sein Stichwort fiel; eifertig und halbgeblendet, er von dem hellen Vorsaal in das mystische Halbunkel der durch wenige Flammen erleuchteten Bühne trat, stürzte er in der Vorderbühne, als plötzlich ein heftiger Anprall an den erwähl-



„Diese Narbe steht dir schön, Schweizer!“

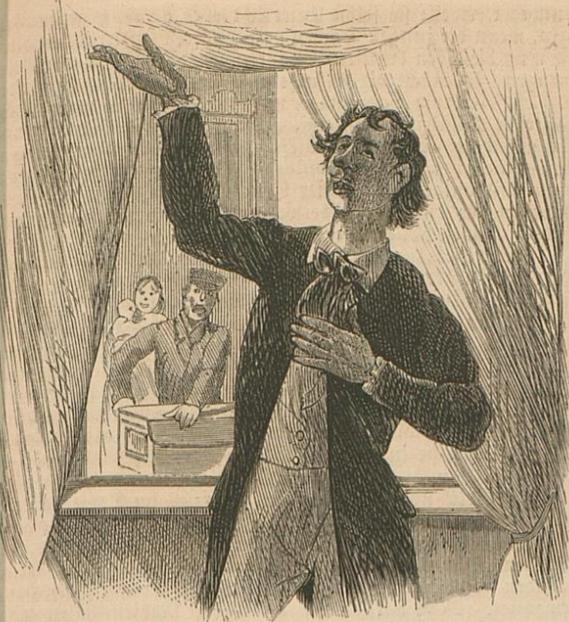
Die Probe war zu Ende, das lustige Schauspielervölkchen flatterte nach allen vier Winden hin auseinander, und auch der Debütant eilte, mit dem Taschentuch vor der Nase, seinem Wirtshaus zu. In seinem Zimmer endlich, vor dem abgestäubten Wandspiegel, wagte er den ersten Blick auf sich selber zu werfen, aber wer malt seinen Schreck, als er sein Gesicht fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt sah! Er konnte er nicht aufstehen. Aber Director und Regisseur blieben unerbittlich. „Es haben schon ganz andere Leute mit ganz anderen Nasen Komödien gespielt,“ sagte letzterer, „und im Uebrigen ist heut Abend Hamlet!“ Das Unvermeidliche mit Wunden tragen —

ist schwer — sehr schwer. Gottlieb Spitzkopf konnte sich zu dieser Höhe nicht emporheben; aber er ging doch zur Table d'hôte. Er aß die Suppen mit einem Anflug von Hellemuth, aber schon nach dem Mindestfleisch an naturel gewand die Furcht wieder die Oberhand und raubte ihm den letzten Rest von Appetit. Man sprach vom Theater und zuckte die Achseln über das Selbstgefühl eines Debütanten, sich zum ersten Male in einer Rolle vor das Publikum zu wagen, die vor noch nicht einem Monat der gefeierte Genußdevriant zum Entzücken aller Kenner an der köstlichen Bühne gespielt hatte. Das war zu viel für Gottlieb's desolates Gemüthsverfassung: er stand auf und wartete seinem Zimmer zu; auf der Treppe noch hörte er es Drei schlagen, noch zwei Stunden — und er muß die schlüpfenden Räume des Gasthauses verlassen; noch drei kurze Stunden, und der

einfach nicht schlafen kann, bedenken eine Nacht wie sie ist. Schauspieler Gottlieb Spitzkopf Sohn des Del-, Tisch- und Seifenfabrikanten Spitzkopf vor dem Ende seines ersten Auftritts. „Hamlet“ durchlebte oder besser gesagt durchlebte. Spitzkopf hatte sich von einem von einer

führen in das Labyrinth von Wäldern, Schluchten und Höhlen in das Chaos von allem Denkbaren und Undenkbaren, das sich vorfindet auf den Brettern, so die Welt bedeuten — sollen! Ich dich, daß dein Fuß hier nicht strauchle über den Sarg weiler König Enzio's, daraus der gute Raupach ihn so unarmbarher an einer blonden Locke hervorgezogen hat, oder daß dein Hamlet nicht stoße an diesen etwas zu tief herabgelassenen Thronhimmel, mit welchem soeben die Nase unferes Gottlieb innige, aber leider ziemlich unsanfte Bekanntschaft machte. Unser Wilm hatte sich beim Ankleiden etwas verspätet und kam zur Probe gerade als sein Stichwort fiel; eifertig und halbgeblendet, er von dem hellen Vorsaal in das mystische Halbunkel der durch wenige Flammen erleuchteten Bühne trat, stürzte er in der Vorderbühne, als plötzlich ein heftiger Anprall an den erwähl-

ten Thronhimmel dieser Gattung ein unverhofft sein Ziel setzte. Lautes Lachen freilich suchte sich des der an den ren anwesende Jünger und Jüngerinnen Thaliens bei möglichst zu ungedrücken, er verstoßenes Kichern aber lie sich fast hinter jeder Coullis vernehmen und selbst der Regisseur, ein ziemlich griesgrämiger Alter, citirte mit zuckenden Lippen halb laut vor sich hin:



abmühend, ein zu enges Collet über seine Arme zu streifen. Die Duvertüre begann, der Vorhang rollte auf, die Geister-scene auf der Terrasse war zu Ende gespielt und noch immer mühte sich Spitzkopf vergeblich ab, die unnatürliche Röthe seiner Nase durch Puder und Schminke zu verdecken. Das Klingelzeichen zur Verwandlung wird gegeben und eben will der Regisseur, der die Rolle des Königs Claudius inne hat, vom Thron herabschreiten, als er zu seinem Entsetzen die Abwesenheit des Prinzen bemerkt; er flüstert einem der stummen Hofleute ein paar Worte zu und dieser entfernt sich, den säumigen Debütanten herbeizurufen; der nordische Thronräuber aber beginnt, um keine Pause eintreten zu lassen, seine Anrede an die versammelten Großen des Reichs:

„Wieviel von Hamlet's Tod, des werthen Bruders, & noch das Gedächtniß feich —“

plötzlich aber erstirbt ihm das Wort in der Kehle, denn aus der ersten Coullisse hervor stürzt Hamlet mit freideweiß geschminktem Gesicht, dessen Mitte durch das rothglühende Meteor aufs genaueste bezeichnet wird, vom Haupte herab aber nicht und winkt ein ganzer Wald der zierlichsten Papilloten, deren Entfernung der begeisterte Feiseur über dem Anschauen der ersten Scene verfaumt hatte.

War es nun das Erstarren aller Lebensgeister, wie es den Menschen bei Ereignissen, die außer jeder vernünftigen Berechnung liegen, zu befallen pflegt, oder war es die Annahme, der debütirende Künstler verbinde mit solchem Erscheinen eine nagelneue genialische Idee, die sich im Verlauf seiner Darstellung schon noch prägnanter entwickeln werde, oder endlich war es die Achtung vor Shakespeare und seinem Meisterwerk (zur Ehre von B. wollen wir das letztere annehmen!) — kurz, eine Tobtenstille herrschte in dem dichtbesetzten Hause, bis endlich Gottlieb, der sein Stichwort schon längst gefallen wähnte, das unheimliche Schweigen mit den großen Worten unterbrach:

„Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein!“

Da war es, als ob ein lauer Frühlingshauch das Eis geschmolzen hätte, das so lange die bangen Gemüther deckte, ein ungetheiltes homerisches Gelächter erfüllte die weiten Räume des Theaters, man sah „kein Auge Thränen — leer“ und „Bravo! Da capo!“ jubelte es in tausendstimmigem Chor. —

Wie nach einem ausgetobten Sturme die Sonne doppelt schön zu leuchten scheint, so erwachte auch, als dieser Orkan der Heiterkeit schwieg, das Mitleid mit dem Ritter von der traurigen Gestalt in hohem Maße, holbe Augen warfen ihm ermunternde Blicke zu, einige verspätete Lacher wurden von der besser wollenden Majorität energisch zur Ruhe gewiesen und es trat eine Stimmung ein, die man atmosphärisch vielleicht annähernd mit dem Ausdruck „angenehme Temperatur“ bezeichnen würde und welche selbst im Stande war, unseren Helben so weit zu ermuntern, daß er anfang, seine Rolle, wie ein gut „dressirter Pudel“ die erlernten Künste, zu absolviren.

Die leicht versöhnlichen Einwohner von B. würden dies vielleicht ruhig hingenommen haben.

„Doch mit des Geschickes Mächten
„Ist kein ew'ger Bund zu Flechten —“

sagt der Dichter,

„Und das Unglück schreitet schnell!“

Hier aber schritt das Unglück nicht nur, sondern es sprang sogar, wie der glühende Lesef so gleich sehen wird, und zwar von oben herab.

Wieder zeigt die Scene jene abgelegenen Theile der Schloßterrasse, wo der alte Hamlet sich nächtlich eine Stunde der Erholung von seinen entsehliden unterirdischen Leiden gönnen darf; Hamlet junior ist, die besorgten Freunde energisch, ja fast unbbflich zurückweisend, seinem voranschreitenden Vater Schritt für Schritt gefolgt und der letztere eben im Begriff, seinem guten aber schwachen Sohne die Geschichte des schänden Brudermordes mitzutheilen.

„O, schaudervoll — höchst schaudervoll!“ interpellirt dieser in den höchsten Tonlagen den tödtlich umgebrachten Greis, da springt, von diesem Schrei des Entsetzens angelockt, ein schwarzer Kater von bedenklicher Größe aus den Soffiten herab, dem nervenschwachen Prinzen auf die Schulter; Hamlet drängt sich in Todesangst an denselben heran und sucht Schutz unter dem wallenden Schleier des Geistes, der Maschinist aber, unter dem Rodium, dieser doppelten Last nicht gewärtig, läßt die Seile der Versenkung fahren und das dänische Fürstenpaar entschwindet unter Fluchen und Schreien in die graufige Tiefe! —

Enger und enger werden die Kreise, die das Verhängniß um den unglücklichen Debitanten zieht, nachdem man ihn aus seinem unfreiwilligen Grabe wieder herausgeholt zu neuer Dual.

Hielten die tödtlichen Geister nicht sein Schwert in der Scheide fest, als er es ziehen wollte, um darauf seine Freunde den Eid des Schweigens schwören zu lassen und fiel er nicht, als einer der Genossen die Scheide des Schwertes mit beiden Händen anpackte, mit der plötzlich herausfahrenden Klinge rücklings zu Boden?! Waren es nicht eben diese Kobolde, die, als der entsehlende Hamlet Ophelien den Rath gibt, „in's Kloster zu gehen“, die — sage ich — dem edlen Prinzen den Mantel von den Schultern zogen und dadurch dem Publikum den Anblick des von der Halsbüßung bis hinunter zum Schwertgurt aufgeplakten Wamfes gewährten?!



Endlich — denn lieber Leser jedes Leid nimmt ein Ende, wenn auch nicht immer mit dem Tode, wie sich dies gleich zeigen wird — endlich hat der unglückliche Prinz die Todeswunde von Laertes Hand empfangen, seine letzten Worte

„Der Rest ist Schweigen“

sind gestammelt und mit einem tiefen Seufzer aus aufrichtigem Herzen sinkt das Opfer verwandtschaftlicher Bosheit zusammen; da fühlt er einen brennenden Schmerz auf der Wange — er zuckt zusammen und erblickt neben sich einen unvorsichtigen Pagen, der eine Wachsfadel gerade über dem Haupte des Dahingeshiedenen in so schräger Richtung hält, daß ihm

die glühenden Tropfen in kurzen Intervallen die Haut versengen müssen. Aber auch das Lamm kann unter Umständen zum Tiger werden, warum nicht der Mensch, wenn ihm geschmolzenes Wachs ins Gesicht tropft? Aufspringt der geplagte Mime und, nicht achtend des ergriffenen Fortinbras, der ihm soeben einige Worte des Nachrufes weihen will, stürzt er weg, der rettenden Garderobe zu.



Noch hat er den Hasen nicht erreicht, als das Fallen des Vorhangs dem Publikum Gelegenheit gibt, den Helben der heutigen Tragödie, der sich so unverhofft dem öffentlichen Dank entzogen, noch einmal vor sich zu verlangen.

Da Gottlieb sich weigert, diesem bescheidenen Wunsche nachzukommen, wird er, weil der Lärm immer ärger wird, mit Gewalt auf die Bühne zurückgeschleppt und, indem ihn zwei handfeste Theaterarbeiter halten, die Gardine wieder emporgezogen.

Heulen von der Gallerie, Fischen aus den Rängen, Pfeifen vom Parterre: plöglich erhebt sich der Del-, Licht- und Seifenfabrikant Spitzkopf sen. mit zornglühendem Antlitz von seinem Sitze und wirft mit den Worten „Nun gerabe!“ seinem Sprößling einen für alle Fälle bereit gehaltenen Lorbeerkranz zu. Gut gezielt! Der Kranz hängt — und wer von unseren Lesern würde so grausam sein, ihn dem gekrümmten Haupte, das er zierte, zu mißgönnen?

[1523]



(Fortsetzung folgt.)

Port Royal und La Trappe.

Fast am Ende der Laufbahn des Cardinals Richelieu, dieses großen und ideenvollen Staatsmannes, von welchem der treffliche Roman de Vigny's uns vielleicht ein zu herbes Bild gibt, sah man plöglich vor den Thoren von Paris, drei Meilen von Versailles, ein Apsl entstehen, wie wol in den ersten Zeiten des Christenthums die frommen Anachoreten sich mitten in der Wüste bereiten haben mochten. Müde von den Siegen der Waffen und des Geistes flohen Männer hierher aus den ersten Kreisen der Gesellschaft von Frankreich; von den Höhen des Lebens, wo die Gunst eines Monarchen, das Lächeln reizender Frauen, der Wit der Hofleute, die Phantasie der Dichter sie lange gefesselt hatte, stiegen sie nieder, um Einfiedler zu werden, um nachzudenken.

Diese Zufluchtsstätte war ein altes Kloster und hieß Port Royal. Die Abtei von Port Royal, im Jahre 1204 von der Gräfin Mathilde de Garlande, Gemahlin Mathieu's I. von Montmorency-Marly, gegründet, lag in einer sumpfigen Gegend, ehemals „Porrais“ (unbuschtes Thal) genannt und war durch vier Jahrhunderte von Nonnen des Ordens der Cistercienser bewohnt worden. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts kam dieses Kloster in die Hände der berühmten Familie d'Arnauld, deren Stifter, Antoine Herr von Andilly und Tier, Parlamentsadvocat, Frankreich mit der Macht seiner Verebfamkeit erschütterte hatte. Angelika Jacqueline, seine Tochter, war schon in ihrem achten Jahre zur Aebtiffin von Port Royal gemacht worden vermöge jenes Gebrauchs, nach welchem damals die geistlichen Stellen aus weltlichen Rücksichten und als Verforgungen an die Töchter des Adels vergeben wurden. Aber von dem Geiste echter Frömmigkeit befeelt, erfasste sie, da sie herangewachsen war, ihr Amt mit wärmster Inbrunst und verschaffte dem Kloster, welchem sie vorstand, einen solchen Ruf der Heiligkeit, daß die Mauern desselben bald nicht mehr ausreichten für die Schaar der Nonnen, welche Frieden und Ruhe darin suchten. Fünf von ihren Schwe-

unerbittliche Souffleur gibt das letzte Zeichen mit der Klingel und der Vorhang rollt auf!

In seiner Herzensangst fällt aber dem bleichen Mimen doch die Hauptsache: seine Rolle, ein; er murmelt die ersten Verse vor sich hin — es geht nicht.

Endlich (es tönt 4 Uhr vom Kirchturm herab) ermannt er sich doch mit aller Anstrengung zu dem berühmten großen Monolog und beginnt mit lauter Stimme:

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“
„Du hast Diamanten und Perlen —“

plötzlich es plöglich von der Straße unter Begleitung einer Drehorgel.

Erschöpft sinkt Gottlieb in einen Sessel, sich, die Musik, ja die ganze Welt vernüschend. Aber indessen drängt das Verhängniß unaufhaltsam der Stunde der Entscheidung entgegen! Der eintretende Hausknecht verlangt den Garderobeforb, um selbigen nach dem Theater zu tragen und unten, vor der Thür des Hotels, erscheint die Theaterkutsche.

Spitzkopf, dem Wagen entstieg, stolpert die Treppe, welche zum Sanctuarium der Bühnenräume führt, hinauf und wird hier von dem Garderobier, welcher um diese Zeit seine Siesta zu halten pflegt, ziemlich ungnädig empfangen.

„Wer sind Sie denn heute Abend?“ fragt mehr praktisch als logisch mit Inquisitormiene der Kleidercustos.

„Mein Name ist Spitzkopf — ich habe den Hamlet zu meinem Debit gewählt.“

„So!“ entgegnete lakonisch Herr Sträubel. „Sie hätten auch etwas anders spielen sollen; sehen Sie mal, die größten Hamlets der Welt haben wir alle hier gehabt: Davison, Desfoir, Devrient — so 'was verwöhnt!“

„Wenn ich dies vorher gewußt hätte, würde ich jedenfalls eine andere Rolle gewählt haben; indeß rechne ich auf die Nachsicht des Publikums gegen einen Anfänger —“

„Das denken Sie ja nicht! — wir haben hier eine ganz böse Sorte — und besonders auf die Dilettanten! Aber da ist nun freilich nichts mehr zu machen!“

Und damit ging er in sein Atelier.

Spitzkopf blieb in einem unbeschreiblichen Zustande zurück; der erste Gedanke, den er fassen konnte, war: Flucht. Den Hut in's Gesicht gedrückt, stürzte er durch die Thür hinaus und — einem langen Mann in die Arme, welcher eben eintreten wollte.

„Ich kann Sie wol gleich vornehmen?“ sagte höflich der Lange, „ich bin der Theaterriiseur Bertrand — gewöhnlich Bertrand's Abschied“ genannt, und Sie, mein Herr, sind, wenn ich nicht irre, der Hamlet des heutigen Abends — bitte, auf diesen Stuhl — ach, Hamlet! das ist mein Lieblingsstück — Louis, machen Sie das Brenneisen heiß! — wie schön ist nicht die Stelle, wo er sagt:

„Der König ist die Schlange
In dem das Schauspiel sein Gewissen fange!“

„Bravo, Bertrand's Abschied! — Herrlich! — Wohl vorgetragen, mit gutem Ton und Anstand!“ — riefen und lachten in dem Augenblick die Stimmen mehrerer eintretenden Schauspielers durcheinander — Dolche in das Herz des rettungslos dahingegobenen Gottlieb.



Das Stimmengewirr um unseren Helben ward immer größer — ein brausendes Meer — und er mitten darin, sich vergeblich



fiern, ihre sechs Nichten, ihre Mutter selbst traten in den Orden, welchem der erste Zug in Angelften's Seele einen strengen, fast düstern Charakter verliehen hatte. Im Jahre 1626 verließ der Orden das alte Kloster, um sich in das Herz von Paris zu begeben. Hier hatte Madame Arnauld d'Andilly das Hotel de Clugny gekauft und dem Orden geschenkt. Das neue Kloster, welches fortan Port Royal von Paris hieß, war ein Sitz strenger Tugend und unvergleichlicher Gelehrsamkeit; mitten in dem sündigen Paris, sagt Richelieu, seien diese Nonnen und ihre Aebtissin, „la Mère Angélique“, rein wie die Engel gewesen. — Das Kloster, welches sie verlassen, ward zum Unterschiede von dem Port Royal in Paris: „Port Royal des champs“, Port Royal in den Feldern, genannt. Es sollte nicht lange leer stehen bleiben. Elf Jahre, nachdem die Nonnen daraus fortgewandert, ein Jahr vor der Geburt Ludwig's des Glänzenden — des XIV. — nahmen Männer von dieser Art, in einem Morast gelegenen Stätte Bestiz, welche satt alles dessen, was die Welt ihnen gewähren konnte, die wahre Glückseligkeit nur noch in frommer Einsamkeit finden zu können glaubten. Sie waren noch jung, doch waren ihre Namen schon ausgezeichnet genug, um Aufmerksamkeit, Staunen, vielleicht Bewunderung zu erregen, als es bekannt wurde, daß in der Nähe jenes Aufenthaltes frommer Frauen sich ein anderes Kloster mit einer Schaar blühender Männer gefüllt habe. Da waren zuerst drei Brüder der Mère Angélique, dann ihr Neffe, Lemaitre, der berühmte Advokat, nebst seinen beiden Brüdern Séricourt und Sacu; Nicole, Lancelot und endlich Antoine Arnauld, der große Arnauld, der jüngste Bruder der Aebtissin, einer der hervorragendsten Denker seiner Zeit, Schüler, später Mitglied der Sorbonne, dann von ihr ausgestoßen, der würdige Sohn seines Vaters, den Geist desselben mit religiöser Innigkeit und Tiefe vereinigend. Die Religion dieser Männer hatte etwas Impassantes, aber auch etwas Düsteres, wie das Gesicht der Alten; ganz innerlich, wandten sie sich von der Natur ab, deren Betrachtung ihnen immer nur den Anblick der Sünde zeigte, während ihnen die Talente, die Künste, die Wissenschaften, Empfindungen, ja die weltlichen Tugenden im Lichte der Eitelkeit erschienen.

In dieser Umgebung ist einer der größten Geister gereift, den Frankreich je besaßen: ein Dichter, trotzdem er, nach den Grundföhlen seiner Meister, die Poesie liebte, und obwohl ein Widersacher der Wissenschaft und Philosophie, doch ein Gelehrter und ein Philosoph: Blaise Pascal, geboren zu Clermont 1628. Schon in seiner Kindheit „erschreckte Pascal (dieses sind die Worte seiner Schwester, Madame Périer) seinen Vater durch die Macht und Größe seines Genies“. Zwölf Jahre alt, allein und ohne Bücher, erfindet er in seinen Erholungsstunden die Elemente der Geometrie, deren Ausdrücke er nicht kannte. Sechzehn Jahre alt, schrieb er seine „Abhandlung über die konischen Schnitte“. Bald begann sein Körper unter diesen außergewöhnlichen Anstrengungen des Geistes zu leiden. Von seinem achtzehnten Jahre an verbrachte Pascal keinen Tag seines Lebens mehr, ohne zu leiden. (Demogot.)

Nachdem die Aerzte ihm die Arbeit untersagt hatten, stürzte er sich in die Freuden der Welt. Dieser Epoche verdanken wir das reizende Gespräch: „über die Leidenschaft der Liebe“, eines jener anmuthigen Bücher, die man immer mit Vergnügen liest, und welches, obwohl es zu den großen Werken seines späteren Alters nur in einem, man könnte sagen pathologischen Zusammenhang steht, doch gleichsam wie das liebliche Thal erscheint, welches zuweilen den Eingang zu der düstern Erhabenheit einsamer Gebirge bildet. Das weltliche Leben Pascal's war von kurzer Dauer: ein Zufall, welchem er mit Lebensgefahr entgangen war, erweckte wieder in seiner Seele die religiöse Stimmung der Jugend. Eines Tages, am Ufer der Seine mit einem Biergefaß entlang treibend, gingen die Pferde plötzlich durch und hätten den Wagen und ihn, bei der Brücke von Neuilly, unfehlbar in das Wassergrub geschleudert, wäre nicht unerwartete Hilfe gekommen. Seit diesen Augenblick glaubte Pascal immer den schrecklichen Abgrund, an dessen Rande der Mensch irrt, zu sehen und im Jahre 1654 zog er sich für immer nach Port Royal zurück. Hier entstanden jene bewundernswürdigen Briefe, die „Lettres provinciales“, von denen Voltaire gelagt, daß ihre wiktigen Stellen mehr Salz hätten, als die besten Komödien Molière's und ihre ernsten mehr Erhabenheit, als die Predigten Bossuet's, während Frau von Sevigné sie mit den Dialogen Platon's vergleicht. Das Bedeutendste, was Pascal der Nachwelt hinterlassen hat — denn jene Briefe waren vorzugsweise für seine eigene Zeit geschrieben — sind seine „Gedanken“ (Pensées de Pascal), diese prächtigen Trümmer eines grandiosen Baues, den er nicht vollenden sollte. Diese Gedanken sind Bruchstücke, die Baumaterialien, wenn man so will, eines Werkes, welches der Tod ihn auszuführen hinderte. Allein so groß sind diese Fragmente, daß sie ihm die Bewunderung der Nachwelt und die Unvergänglichkeit sichern. Bis auf den heutigen Tag das Lieblingsbuch zahlloser Leser, fallen diese „Gedanken“ wie Samenkörner in die Seele, sie bildend und „durch das Stillschweigen jener unendlichen Räume“ zu Gott führend, in welchem die Lösung aller Räthsel liegt. Wenn Pascal schreibt, so läßt er die Innerlichkeit reden; sein Styl, welcher seine Seele spiegelt, hat, wie Victor Cousin sagt, alle Eigenschaften derselben: die Feinheit, die bittere Ironie, die glühende Einbildungskraft, die strenge Vernunft, zugleich die Unruhe und die keusche Verschwiegenheit. In dessen, kann man ihn besser charakterisiren, als Pascal dies einmal selber that? „Wenn man sein Buch öfnet, so ist man erfreut und entzückt, denn man erwartete einen Schriftsteller zu sehen und man findet einen Menschen.“ Pascal starb in Port Royal, 1662.

Fünf Jahre vor seinem Tode, als draußen in der Welt, in Frankreich, in Paris der glänzende Reigen von Ludwig's XIV. Zeitalter schon begonnen hatte, jene Reihe von Festen, welche die Schönheit, und von Triumphen, welche die Waffen und die Künste feierten: da ereignete sich ein Vorfall, welcher die Hofleute noch mehr in Erstaunen, ja die einmal in Schrecken setzte, als vor etwa dreißig Jahren die Gründung von Port Royal des Champs.

Es war ein Beispiel von plötzlichem und ergreifender Umkehr, wie man es im Gesellschaftsleben dieses Hofes noch niemals erlebt hatte. Von all den Neues jener Zeit war der junge und schöne de Rancé vielleicht der verrufenste. Sein Leichtsinns gab sogar den Leuten zu reden, welche, an einem leichtsinnigen Hofe, wie der des jugendlichen Ludwig, daran nur zu sehr gewöhnt waren. Nun geschah es, um das Jahr 1657, daß die schwarzen Blätter in Paris rasten, und um dieselbe Zeit war der galante junge Herr de Rancé eben so rasend in Frau von Montbazon, eine berühmte Schönheit, verliebt. Als er sie eines Tages besuchen wollte, fand er die Pforten auf, die Halle leer und nirgends einen Diener, um ihn melden zu können. Er stieg die Treppen hinauf und begab sich nach dem Zimmer, welches die schöne Dame bewohnte. Er öffnete die Thür und taumelte, wie vom Blitz getroffen, zurück. In der Mitte des Boudoirs, in einem bleiernen Sarge, erblickte er die kopflose Leiche der Dame, welche er

so leidenschaftlich geliebt hatte. Am Boden, zur Seite des Sarges, lag der einst so schöne Kopf, nun eine furchtbare Todtenmaske. Die Blätter hatten sie in ihrer heftigsten Form ergriffen und in wenigen Stunden hat die gestern noch in Schönheit und Gesundheit blühende — todt! Ihre Dienerschaft, welche Anstetzung befürchtete, hatte nach dem ersten besten Sarge geschickt, und da derjenige, den man brachte, zu kurz war, so hatte man seine Zuflucht zu dem gräßlichen Mittel genommen, der Leiche den Kopf abzuschlagen. Herr de Rancé war in dem Augenblicke eingetreten, wo sich die Dienerschaft entfernt hatte, um den Leichwagen zu holen. Er stoh den grauenhaften Anblick, das Haus, die Straße, die Stadt — und weiter, immer weiter irrend, bis Paris hinter ihm verschwunden war, gelobte er, sich für den Rest seiner Tage lebendig zu begraben. Er hielt sein Gelübde.

In der Dunkelheit eines dichten normannischen Forstes, in der Nähe von Evreux, befindet sich ein enges Thal, still wie das Grab und schwarz wie die Nacht. Ringsum steigen die Klippen hoch und steil gegen Himmel und bis in den Abgrund senkt sich der wilde Forst, die Schauer der Tiefe mit feinem Schweigen bedeckend. Hier waren elf schlammige Sümpfe, welche die Luft mit ihren Dünsten vergifteten, und zwischen jenen stagnanten Gewässern stand damals und steht noch heute das berühmte Kloster La Trappe. Es war nicht besser als eine Räuberhöhle. Die Mönche, welche in der Provinz als „die Banditen von La Trappe“ bekannt waren, pflagten in der Nacht, bewaffnet bis an die Zähne, ihre Schlupfwinkel zu verlassen, um in dem wilden pfiadlosen Forste dem einsamen Wanderer aufzulauern, welcher hier, in der Gegend, versaglich um Hilfe rief.

Unter diese Männer begab sich de Rancé, allein, unbewaffnet, mit der Absicht, sie von ihrem gottlosen Treiben zu bekehren und sie für die Abcese zu gewinnen, für welche diese düstere Waldeinsamkeit so sehr gemacht schien. Es gelang ihm allmählich, durch die Gewalt seines Beispiels, die verwilderten Seelen zu bessern und jene Regel zu begründen, welche den Namen der Trappisten zugleich so furchtbar und so verehrungswürdig gemacht hat. Brod, Wasser und Früchte waren fortan ihre einzige Nahrung. Das Gerath ihrer Zellen bestand in einem Strohsack auf Brethern, einer harten Decke und einem Todtenschädel. Die Stille des Thales ward erhöht durch das strenge Ordensgebot, welches den Trappisten ewiges Schweigen auferlegte. Nur einmal in jeder Woche und nur für eine Stunde am Sonntage durften sie sprechen, aber auch dann nur von heiligen Dingen und ihr Gruß war: „Memento mori!“ Die Welt war todt für sie und sie waren todt für die Welt. Keiner, außer dem Abt allein, kannte den Andern. Jeder Neuhinzutretende nahm einen neuen Namen an, wenn er der Welt entginge, und einmal lebten Vater und Sohn hier, einander unbekannt, bis der letztere starb. Da erst las der Vater auf dem Grabstein den wirklichen Namen des jungen Mannes und erkannte, daß es sein Sohn gewesen. — Hier war es, wo de Rancé, der lebenslustige, vergnügungsfüchtige Cavalier von ehemals, der Reformator und eigentliche Begründer des Trappisten-Ordens, den Eid erfüllte, den er am Sarge seiner Geliebten geschworen: sich lebendig zu begraben!

Man hat oft von den Contrasten geredet, an welchen das Zeitalter Ludwig's XIV. so reich sein soll. Als ob die Salons von Paris, die Caroussells von Versailles und mitten darin Port Royal und La Trappe, diese beiden Vorhöfe des Grabes, wirklich Widersprüche wären. La Rochefoucauld hat einmal gesagt, daß die Heuchelei ein Tribut sei, welchen das Laster der Tugend bringe; man könnte hinzufügen, daß Widersprüche der geschilderten Art nichts andeuten, als das Bestreben, von dem Laster zur Tugend, von der Heuchelei zur Wahrheit zu gelangen, — zu jener Wahrheit, deren Stimme, hundert Jahre später, unter den Stimmen von 89, das gedemüthigte Frankreich vernahmen mußte.

[1544]

H. R.

Deutsche Gouvernanten in Paris.

Von einer Dame.

Für junge Mädchen, welche nach Paris gehen, um dort Gouvernanten zu werden, pflegt der erste Schritt in diese bunte schimmernde Stadt des Lebens und der Mode sogleich auch die erste Enttäuschung zu bringen. Ging man nach Paris, um dort die Sprache zu lernen, so gibt es keinen ungeeigneteren Ort dafür als die Pension, welche für junge, unerfahrene, frisch aus der Heimat gekommene Damen ohne Bekanntschaften in Paris doch wiederum das einzige Asyl ist, das sich ihnen bietet. Die erste Zuflucht aller deutschen und englischen, überhaupt ausländischen Damen, welche zu dem angedeuteten Zwecke nach Paris gekommen: ist die Pension gerade der Platz in Paris, wo man am allerwenigsten Aussicht hat, französisch zu lernen, weil dort jede Sprache, nur kein Französisch geredet wird.

Die zweite Enttäuschung der jungen Damen wird die Stelle selber sein, wenn sie wirklich so glücklich sind, eine solche durch vielfache Kosten, Zeitaufwand und Mühe mit Hilfe eines Agenten gefunden zu haben. Ein Gehalt von 400 Franken! Das klingt nach deutschen Begriffen schon sehr verlockend. Aber nun übersehe man die Franken ins Deutsche, da schmelzen die 400 schon auf etwas wie 100 Thaler zusammen. Und dann ist es auch nicht mehr, als in Paris jedes Dienstmädchen erhält. In der That ist denn die Gouvernante in Paris auch nichts als ein etwas vornehmeres Kindermädchen; sie geht mit den Kindern spazieren, speist mit ihnen, bessert ihnen die Kleider aus, macht die Betten derselben und — segt die Stuben. Mit den Aeltern kommt sie fast nie zusammen, sondern bleibt immer bei den Kindern oder allein. Auf diese Weise ist sie fast noch schlechter gestellt, als unsere Kindermädchen; denn wenn diese nach den Mühen des Tages in Gesellschaft der übrigen sich erholen kann, ist jene sich selbst überlassen, das heißt einsam.

Eine bessere Stellung als die Gouvernante, sowol in der Gesellschaft, wie auch in Bezug auf ihren Gehalt, nimmt die Lehrerin, die sogenannte „Institutrice“, ein. Um aber einen Platz als „Institutrice“ oft mit 1200 bis 1500 Franken Gehalt annehmen zu können, wird von einer jungen Dame erwartet, daß sie außer ihrer Muttersprache noch eine oder zwei andere Sprachen fertig spreche, sogar Französisch verlangt man von ihr, damit sie den kleineren Kindern darin deutlich machen könne, was diese in einer fremden Sprache schwer verstehen würden; ferner Musik, Geographie, Geschichte, Zeichen. Ihre Stellung ist allerdings eine wesentlich andere, als die der Gouvernante, doch gleicht sie noch immer nicht der, welche unsere deutschen Erzieherinnen einzunehmen gewohnt sind. Die französische „Institutrice“ hat ihr Zimmer, doch pflagen es die Töchter des Hauses mit ihr zu theilen. Ihre Zeit ist sehr befest:

entweder ertheilt sie selbst Unterricht oder sie muß gegenwärtig sein, wenn die jungen Damen von Andern Unterricht erhalten; sie muß dieselben begleiten bei ihren Spaziergängen und Besichtigungen, sie macht die Besuche mit ihren jungen Herrinnen, d. h. sie bleibt im Vorzimmer, um hier auf jene zu warten. Sie theilt die Mahlzeiten der Familie und man ist höflich und freundlich gegen sie; aber sie wird diese niemals begleiten, wenn sie am Nachmittag ins Bois de Boulogne fährt, noch weniger aber die Arbeiten der Knaben zu überwachen und ihre Aufsätze zu corrigiren. Damit schließt ihr Tagewerk.

Kann die „Institutrice“ unter diesen Umständen und trotz ihrer nicht unbedeutlichen Einnahme wol Ersparnisse machen in ihrer Stellung? Ich weiß es nicht. Nur weiß ich, daß für ihre Toilette mehr gebraucht, als sie je zu Hause gebraucht würde. Sie ist immer in der Gesellschaft der Töchter, muß also mit einer gewissen Eleganz gekleidet sein. Dabei wechseln die Moden in Paris schneller als irgendwo und man verdirbt viel bei Staub und Regen. Auch muß sie aus Rücksichten zuweilen theurer in den fashionablen Magazinen kaufen, als sie kaufen würde, wenn sie in ein anderes ginge, welches aber von hante volles nicht protegirt wird. Die Arme hat von dieser „großen Welt“ nur die Ausgaben, sie muß im Style derselben leben mit den geringen Mitteln, welche sie sich sauer verdienen.

Nun wird sie krank. Man weist ihr ein Zimmer an, das Treppen höher als die Etage der Familie. Zu beiden Seiten befinden sich Dachkammern für die Domestiken der übrigen Häuserbewohner. Man hat einen Arzt bestellt, Medicin holen lassen und glaubt damit Alles gethan zu haben. Niemand von der Familie kommt, um zu sehen, wie es der Kranken geht. Von Zeit zu Zeit erscheint der Bediente und stellt Thee oder etwas essen vor ihre Thür und das arme Mädchen steht dann in ihrem Fieber auf, um es sich zu holen. Die Kammerfrau ist zu sehr mit der Toilette der Damen für einen großen Ball beschäftigt und des Nachts ist die Kranke ganz allein, ohne Hilfe, ohne zu wissen, an wen sie sich im Nothfall wenden soll.

Dies ist ein Bild aus dem wirklichen Leben, treu gezeichnet nach der Natur von der Einsamkeit dieser Zellen!

Eine andere von den zahlreichen Illusionen, mit welchen die junge deutsche Mädchen nach Paris kommen, ist: ein Unterkommen in einer Familie zu finden, wo sie deutsch lehren und französisch lernen und dafür nichts nehmen und nichts geben wollen. Diese Bläse „au père“ wie man sie in Paris nennt, findet kaum zu finden. Theilweise liegt der Grund darin, daß die Franzosen in der That gar kein so großes Verlangen haben, deutsch zu lernen. Anderntheils aber auch, weil sie, namentlich in den höheren Ständen, ein Familienleben in unsrerem Sinne kaum kennen, viel ausgeben, viel Besuch empfangen, also der Gesellschaft im Hause nicht nur nicht bedürfen, sondern sich durch eine Fremde vielleicht gar genirt fühlen. Auch sind die meisten Wohnungen so eng, eben nur für die notwendigen bedingten Bedürfnisse der Familie ausreichend, daß man keinen Raum für eine Fremde findet.

Es fällt mir nicht ein, den Charakter der Franzosen auch nur im Geringsten herabsetzen zu wollen: jede Nation, wie jedes Individuum hat seine Besonderheiten, die als solche gefaßt und beurtheilt werden wollen. Ueberall gibt es Schatten und Lichter und so habe ich gewiß nicht nöthig zu sagen, mit wie viel Liebeshwürbigen, edel guten Menschen mich ein längerer Aufenthalt in Paris zusammengeführt hat; wie viel wahre Liebe ich auch dort gefunden und welche theure Freunde ich unter Deutschen und Franzosen daselbst zurückgelassen habe. Weiß ich doch, eine vornehme französische Dame, die von deutscher Mutter sich auf solch herzogwinde Weise der armen verlassenen Deutschen annimmt, daß man ihr den Namen „le bon Dieu des Allemands“ gegeben hat! Und lebt doch in meiner Seele die Erinnerung an eine junge Pariserin, die ich zu den edelsten Menschen zähle, die mir im Leben begegnet sind. Aber gerade diese vortrefflichen Menschen sind es gewesen, die mir oft mit tiefem Betrübnis von den Verhältnissen erzählt, die ich geschildert, an deren Hand ich Erfahrungen gesammelt habe, wie man sie fremde in einer so großen Stadt und auf sich allein angewiesen, selten machen wird, die ich aber hier zum Besten vieler mitzutheilen für meine Pflicht gehalten habe.

Man auf diese Erfahrungen gegründeter Rath für die jungen Landsmännchen, welche sich von einem Gouvernantenleben in Paris (und ich glaube, was ich von Paris und Frankreich sagend paßt auch auf London und England) ich weiß nicht wie viel goldne Berge versprochen haben, faßt sich in wenig Worten zusammen.

Man gehe nur dorthin, wenn man so genügend mit Geldmitteln versehen ist, daß man den längeren Aufenthalt in einer Pension ohne zu große Opfer tragen, oder, wenn man mit jenem nem Plage unzufrieden, ohne weitere Umstände in die Pension zurückkehren kann. Die Geldverlegenheit zwingt oft in Verhältnisse und nöthigt darin auszuhalten, aus denen weder Nutzen für die Zukunft, noch irgend welche Annehmlichkeit für die Gegenwart gewonnen wird. Man gehe von Deutschland aus nicht anders ein festes Engagement ein, als wenn Freunde in Paris, welche also die Verhältnisse kennen, dazu beihilflich gewesen. Vor allen Dingen aber bitte man sich, unter irgend einer andern Bedingung oder auf irgend ein anderes Engagement als das der „Institutrice“ einzugehen. Will man Französisch lernen, so studire man hier in Deutschland die Sprache fleißig, nehme hier Stunden, nicht in Paris, weil Jeder in seiner Heimat dies leichter und jedenfalls billiger haben kann. Man sei vollständig vorbereitet und so weit, daß man glaubt, recht viel zu können; man wird dann an Ort und Stelle finden, wie viel noch zu lernen blieb und wie sehr man Alles beachten und erfassen muß, um gründlich zu lernen. Aber die Anfangsgründe sind es, welche unter allen Umständen schon in Deutschland gemacht sein sollten. Die Grammatik sollte man fertig mit nach Paris bringen, man sollte vorher viel und gute französische Bücher gelesen haben; das Sprechen lernt sich dann rascher, als man glaubt.

Aber noch eine andere Verpflichtung vielleicht hat die deutsche Gouvernante in Paris: den französischen Damen auch von deutscher Art ein gutes und getreues Bild zu geben. Wollte doch jede Gouvernante im Auslande bedenken, daß sie in einem gewissen Sinne ihre Nation vertritt und daß namentlich das Bild, welches ihre Zöglinge sich von derselben machen, zum nicht kleinen Theil von ihrer eigenen Repräsentation abhängt!

Gewiß, wir wollen die guten Eigenschaften der Franzosen anerkennen: ihre Elasticität, ihre rasche Auffassung, ihre hübschen Formen, ihren praktischen Blick; wir wollen sogar von ihnen lernen. Aber unsere Eigenschaften: Treue und Wahrhaftigkeit, Fleiß und Ausdauer, dazu unser deutsches Gemüth: diese sind doch wol auch werth, daß man sich mit freudigem Stolze zu ihnen bekenne. Das Bewußtsein dieser Eigenschaften gibt uns, herrschend oder dienend, jene Würde, welche die beste Führerin durch's Leben ist.

Die Vögel als Architekten.

Wir Menschen haben mitten unter Tausenden von Häusern und Wohnungen bei der lebhaftesten Baupredication und nach Jahrhunderte lang vervollkommener Baukunst noch immer unerschöpfliche Noth, ein passendes Logis zu finden, wenn wir aus einem unerträglich gewordenen Hause ausziehen wollen. Wie müssen wir die Vögel beneiden, die sich jedes Jahr ein neues, selbst ohne Miether und Untermiether, immer, je nach Art und Gattung, in einem bestimmten Stile und genau so wie zu jedem beliebigen Zeiten im Paradiese.

Und welche Genialität, Verschiedenheit und Poesie in diesen Bauten! Von dem Nord- und Südpole bis zum Aequator auf höchsten Bergen und in tiefsten Schluchten, in lustigen Baumkronen, natürlichen und künstlichen Winkeln und Höhlen, zwischen düsternen Saaten und Blumen, unter Dächern und Balken, auf Dächern und Thürmen, dicht neben den Wogen des stürmenden Meeres und an moosigen Marmelbächen — überall lassen sich bewundern die Vögel häuslich und liebend nieder und erfüllen die Erde mit Luft und Leben.

Wie scharfsinnig und genial wählt sich jede Art von beständigem und beständerten Naturgebilden ihre Baustelle! Ueber den riesigen und riesigen Inseln schweben die Seeschwalben in den Lüften und suchen sich die geschützte, einstmals Bauplätze aus, die sie dann liebevoll paarweise über den Ocean hin, wählen und der wogenden Ufern entlang geheimnißvolle Blumen und Kräuter und bauen sich damit die delicatesten, oberstufenförmigen Nester, die in China als höchste Delicatsse der Tafel mit Gold aufbewahrt werden. Diese alabasterartigen, durchsichtigen, dünnen, gelblichlichen Nester der Seeschwalbe findet man zuweilen in langen Reihen und Städten an Höhlenfelsenwänden entlang, alle mit himmelblau bedeckten Eiern. Unweit dieser Seeschwalbenstädte trifft man gelegentlich ganz andere ornithologische Kunstbauwerke, 60—70 Fuß lange Kunstbühnen, fast so breit und etwa 6 Fuß hoch. Das sind ganze Städte mit Straßen, aparten Wohnungen für jedes Paar, öffentlichen Plätzen — kurz, ganze Colonien bestimmter Vogelstämme, bestehend aus Bräutern, Senatoren, Jungen und Unterthanen verschiedener Alters, Eiern und Brüttern. In großen Hallen innerhalb sitzen zuweilen die Alten und Abgeordneten beisammen und berathen ernsthaft das Wohl des Gemeinwesens. Nichts kann interessanter aussehen, als solch eine offengelegte Stadt mit ihren Straßen, Wohnungen und Zimmern.

Von diesen Cyclopedenbauten bis zum Hause des Schneidewerkzeugs ist es ziemlich weit. Er schneidet sich sein Nest innerwärts eines Baumbastes zurecht und zwar ohne Zwirn, Nadel und Schere. Er wählt sich einen geeigneten zähen Grassalm aus, hält das ausgefuchte Blatt mit einem Fuße fest und sticht und sticht nun den Halm mit dem Schnabel so hin und her, daß eine Art Neg auf der andern Seite des Blattes entsteht. Dies bildet etwas wie einen Beutel oder Sack, der nun so ausgefüllt wird, daß ein enghalsiges Nest daraus entsteht, groß genug für die Eier und das Weibchen. So wie dieses ihre Pflichten zu erfüllen angefangen, wird es vom Männchen mit großer Zärtlichkeit gefüttert und von benachbarten Zweigen aus liebevoll umgeben, während es in dem Blattneße von der Luft halb zarter, bald bestiger hin- und hergewiegt wird.

Auch unser Zaunkönig gehört zu den Architekten unter den Vögeln. Dieser „roitelot“, wie ihn die Franzosen nennen, der „Königlein“, künstelt sich aus weichstem Gras, zartestem Moos, kleinsten Daunen von eigener Brust die herrlichsten, kleine, kugelförmigen, smaragdgrüne Wohnung zusammen. Die niedliche Kugel ist so klein, daß das brütende Weibchen mit Schnabel und Schweif aus beiden Oeffnungen hervorsticht, aber warm genug und sicher gegen die ärgsten Stürme draußen.

Der Zaunkönig ist der kleinste von den europäischen Vögeln und immer noch ein Niese im Vergleich zu den tropischen Kollegen, dem Colibri. Diese beschwingten, farbenreichsten Blumen weben ihr Nestchen von den feinsten Baumwollen- und Coconseidenfasern dicht und dach zusammen, daß die je zwei Eier, nicht größer wie kleine weiße Perlen mit gelben Flecken, und die brütende Mutter vollständig sicher sind. Die ausgefachten Jungen haben zuerst kaum die Größe von Stubenfliegen, doch beständig sie sich schnell und brillant, daß Damen sich lieber mit ihnen schmücken, als mit den feinsten Blumen oder Brillanten. Die brasilianischen Damen tragen Colibri namentlich gern als Verloques an den Ohrringen.

Zwischen den Korallenriffen des großen Oceans findet man ganz andere Vogelbauten, die Nester der Seeabder und anderer Mäuer und Ritter des Meeres. Diese sind aber durchweg sehr einfach, zuweilen gar nicht gebaut. Es giebt Meerestögel, die ihre Eier auch einfach auf Felsenkanten legen und dort ausbrüten, wenn sie nicht von fischen Eiersammlern, die an Tauen umhererschweben, weggenommen werden. Dagegen gehören die haarartigen, dunkelgrünpurpurroth, metallglänzenden Vögel der Gattung *Aplonis metallica* zu den genialsten Baukünstlern. Sie stricken und weben sich an den höchsten Zweigen höchster Bäume lange, hängende Taschen mit ganz kleinen Oeffnungen. In einem einzelnen Baume schweben und schwingen oft 50 bis 100 solcher Taschen, aus denen die brütenden Aponen neugierig herunterblicken auf Tausende und Hunderttausende vorbeirauschender wilder Tauben oder buntester sperlinggroßer Schaaren plappernder Papageien, welche die Wälder förmlich erleuchten, oder auf fleischlich unten vorbeirauschende, hohe, langhalsige Emus, die nahen Verwandten des Straußes.

Von den europäischen Vögeln gibt es bloß eine Art, die hängende Nester baut, die Zwergmeise. Sie knüpft, sticht und häkelt aus feinsten Halmen, Fasern, Füllseln, Spinnfäden und Federn die niedrigsten Hängenefer zusammen, so fest und massenhaft, daß sie den stürzendsten Regengüssen und Stürmen tragen.

Die „diebische“ Elster umschützt ihr sorgfältig gebautes Nest so dicht mit dornigen Zweigen, daß es wie ein Stachelschwein start und Feinde fern hält. Den Eingang zu dieser chevaux-de-frise-Festung ist so verdeckt, daß man ordentlich suchen muß. Sie hat freilich nicht bloß ihre Jungen zu verteidigen, sondern auch die zusammenstibigten Knöpfe, Silbergrößen, Zuckerrangen und Brotschen, deren christlichen Kindern in solchen Fällen Damen vergebens eine hohe Belohnung in den Zeitungen anbieten. Die Elster liebt keine Zeitung und ist niemals ehrlich.

Unser zahmer hübnere- und gänseartige Vögel stehen als Baumeister in einem schlechten Rufe, ebenso die Tauben. Mit etwas zusammengepöppeltem Reisig und Stroh glauben sie meist ihre Pflicht erfüllt zu haben und im Uebrigen sich auf ihre menschlichen Herren und Ernährer verlassen zu dürfen. Der Strauß der Wüste baut freilich gar kein Nest, er weiß aber, daß ihm der heiße Sand von unten und die brütende Sonne von oben alle Mühe schon abnehmen.

Am Aergsten machts der sprichwörtlich verrufene Kukul,

der seine Eier in die Nester kleinerer Vögel schmuggelt, um von ihnen den gefräßigen ausgefachten Fiedling auf Kosten der wahren Kinder aufzuzüchten zu lassen, bis er sogar die Armen, betrogenen Pflanzkulturen aufstreffen soll. Der Kukul ist eigentlich ein elender, heimatz- und kinderloser Landstreicher, der weder Vater- noch Mutter- noch Kindesliebe kennen lernt und in sprichwörtlicher Eitelkeit nichts, als seinen eigenen Namen in die Welt hinausruft und zwar so lange, bis er alle Stimme verloren hat; allein er gehört doch ganz nothwendig zum Sommerwald, sein Ruf würde uns fehlen, wenn er eines Tages verstummte, wir haben uns an ihn gewöhnt, wie an so manche Menschen, die uns zuweilen durch ihre Eitelkeit quälen, und sagen von ihm wie von jenen: „Auch solche Künze muß es geben!“

[1538] H. Beta.

Die Mode.

Ob meine Leserinnen nicht ungläubig lächeln und ironisch sagen werden: „Sieh' da, die Seeschlange!“ wenn ich von der bevorstehenden Abschaffung der Crinoline erzähle? Unzählige Male tauchte das Gerücht in den Feuilletons, Pariser-Briefen und Modeberichten der deutschen Zeitungen auf und unzählige Male bestätigte es sich nicht. Jetzt aber scheint der Fall der Crinoline — der „gefürchtete“ sagen die Einen, der „endliche“ die Andern — wirklich beschlossen und unvermeidlich. Die Toiletten ohne dieselbe mehren sich, der Styl empire gewinnt die Oberherrschast und die langschleppige Keitrobe (fourreau) macht den Keitrock unmöglich. Freilich entsteht nun die Frage, wie man sich mit einer oft mehr als 1 Metre langen Schleppe in das Gewühl der Straßen wagen soll? Aber auch sie rettet den Keitrock nicht mehr, denn sie wird einfach dadurch gelöst, daß man die Promenaden- und Keitrobe über einem kurzen, d. h. die Füße nicht bedeckenden Zipon entweder durch Spangon, auch Scharpes, welche gleichzeitig ihre Garnitur bilden, schürzt, oder sie in gerastem Fetons mittelst Stoffschleifen, Agraffen und dergl. auf dem Zipon befestigt. Im Salon nur, also zur Gesellschaftstoisette, läßt man die Schleppe sich völlig entfalten und unterfüßt die Robe zu diesem Zwecke durch mehrere am untern Rande mit Volants ausgestattete, keilförmig geschnittene Zipons. Unter den vorerwähnten Promenaden- und Keitroben sahen wir sowohl solche, bei denen Rock, Kleid und Paletot von gleichem Stoff — Rock und Paletot übereinstimmend garnirt — waren, als auch andere, an denen nur Zipon und Paletot von gleichem, z. B. gestreiftem, die Robe aber aus einfarbigem, mit der Farbe der Streifen harmonischem Stoffe war. Ein derartiges Arrangement ist z. B.: Zipon und Paletot von weißem Foulard mit schmalen blauen Streifen, beide mit aufsteigenden blau eingerandeten Patten desselben Stoffes garnirt, in welchen die Streifen querlaufen; dazu eine Robe (fond uni) von blauem Foulard, mit gleichen Patten gefasst.

Daß bei den kurzen Kleidern auch der Fuß in möglichster Zierlichkeit zur Geltung gelangen will, ist natürlich, und wenn wir unsere Schuhe und Stiefelchen auch nicht mehr mit kostbaren Edelsteinen schmücken, so wird einiger Luxus darin doch neuerdings eifrig angestrebt. Man liebt es z. B., Stiefelchen in zwei mit der übrigen Toisette harmonischen Farben zu tragen, wie etwa schwarz und weiß oder grau und pensée etc.

Zu den modischen Toiletten bilden die einem umgekehrten Blumentriebchen ähnliche Pamelahüte die passendste Vervollständigung. Die sehr breiten und schweren Bänder, welche oft gleich einer Schärpe über die Mitte des Hutes gelegt sind, werden selten geschlungen, sondern wenn sie nicht frei herabhängen, mittelst einer Camee, einer Perlenkugel oder einer einzelnen Blume unter dem Kinn zusammengehalten. Blumen, dieser lieblichste Schmuck der Frauen, der eine Zeit lang von den glimmernden unedlen Metallen verdrängt zu sein schien, gelangen überhaupt wieder mehr und mehr zu ihrem Recht. So stellt man z. B. die schon von uns erwähnten Ketten Benoiton als Garnitur der Hüte oder als Colliers ganz aus feinen Blumen, wie Marguerites, Veilchen, Stiefmütterchen etc. her, ja bildet selbst Ohrgehänge, Broche oder Agraffe daraus. Auch schmückt die Mode sogar die Traueroisette mit ihnen, doch in sinniger Weise mit verwechselten (natürlich imitirten) Blumen.

Im Hochsommer wird man mehr als je die großen runden Hüte (Schäferhüte) tragen, deren lange Bänder — an den Seiten innerhalb des Hutkopfes befestigt — freihängend auf den Hals niederfallen und auf der Brust in eine Schleiße geordnet sind. Noch müssen wir erwähnen, daß es als distinguirt erachtet wird, den Hut stets in übereinstimmender Farbe mit dem übrigen Anzug zu wählen, und daß anstatt der Strohhüte solche aus grau oder braun lackirtem Spahn in Ausnahme kommen sollen, welches Material nicht nur sehr hübsch aussieht, sondern auch äußerst leicht und billig ist.

Eine reizende Novität unter den immer noch beliebten losen oder Blusentailen ist eine solche decolirt, vom Stoff der Robe oder der Garnitur derselben, an welcher der runde oder eckige Ausschnitt, wie die Manschette des Ärmels, durch einen Guipüre- oder gefärbten Mullstreifen mit Spizeneinsätzen ergänzt wird. Sehr beliebt auch ist gegenwärtig die Pelerinne Richelieu, ein schneebig oder in runden Bogen ausgeschmittenes Fichü von Guipüre oder gesticktem Mull und Spizen.

[1545] Veronika von G.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Die Brühe. „Wer lange suppt, lebt lange“, ist ein Sprichwort unserer Vorfahren, dessen Wichtigkeit in unserer Zeit vielfach in Zweifel gezogen. Die Suppen haben viele Gegner gefunden; sie sollen nicht nur nach Auspruch von Ärzten die Verdauungsorgane erschaffen, sondern, wie uns die Chemie beweist, fast gar keine oder doch nur wenige Nahrungsstoffe enthalten, das dazu verwendete Fleisch aber durch Auskochen in eine saftige, schwer zu verdauende Masse verwandelt werden, die aller nährenden Säfte beraubt ist. Wir würden also bei Bereitung der Brühe dem Fleische seine nährenden Bestandtheile entziehen, ohne sie in derselben zu gewinnen, da wir den Eiweißstoff (Albumin), um die Bouillon klar zu machen, als Schaum entfernen, das Ölzamom aber würde durch Kochen verloren gehen und die Brühe nur Salze und etwas Leim enthalten. Die Suppen sind uns aber so lieb und zur Gewohnheit geworden, daß wol noch viel Zeit vergehen wird, ehe wir auf dieselben verzichten lernen; so lange wir sie aber noch genießen, müßten sie wenigstens in der möglichsten Vollkommenheit bereitet werden. Nicht die Menge des verwendeten Fleisches, sondern die Art und Weise der Be-

reitung ist hierbei das Wesentliche. Da sind besondere Regeln, ohne deren genaue Befolgung man nie ein günstiges Resultat erzielen wird. Hört man doch die meisten Klagen gerade über die Suppen in Gasthöfen und Restaurationen, wo verhältnißmäßig bedeutend mehr Fleisch wie in bürgerlichen Haushaltungen dazu verwendet wird. Das Fleisch, von welchem man die Brühe bereiten will, muß frisch und von einem nicht zu jungen Stück Rindvieh sein, denn nur ein völlig ausgewachsenes Thier gibt eine gute Brühe, daher Kalbfleischbrühe fade und leimig schmeckt. Doch erhöht ein Zusatz von magerem Hammelfleisch und etwas roher Schinken den Wohlgeschmack der Brühe. Das Fleisch wird nach Umständen ein oder mehreremale in kaltem Wasser gewaschen, niemals gewässert, und dann mit kaltem Wasser (auf 1 Pfd. Fleisch etwa 1 Quart) in einem hohen Topfe zugleich mit etwas Salz zum Feuer gesetzt. Das Salz befördert das Aufkochen des Eiweißstoffes, welcher in dem sich nach und nach erhitzenden Wasser gerinnt und, sobald er sich als Schaum auf der Oberfläche sammelt, entfernt wird. Man darf darum Anfangs das Feuer nicht zu stark machen oder das Fleisch gar mit kochendem Wasser zum Feuer bringen, dadurch würde das Albumin an der äußeren Seite des Fleisches gerinnen, die Muskelfasern sich zusammenziehen und so das Wasser verbindet werden, dem Fleische die löslichen Theile zu entziehen. Ist die Brühe geschäumt, so thut man allerlei Wurzelwerk hinzu, je nach der Jahreszeit mehr oder weniger; so lange nämlich die Wurzeln jung sind, mehr, wenn sie aber — namentlich durch längeres Aufbewahren — einen herben Geschmack bekommen, weniger. Gewürze muß man ganz vermeiden, da sie zu erhitzend sind. Gestoßener Pfeffer oder wol gar Ingwer verändern den Geschmack der Brühe nicht zu ihrem Vortheil und stumpfen die Geschmacksnerven für die noch folgenden Gerichte ab. Man lasse die Brühe ganz langsam an der Seite des Feuers 5 bis 6 Stunden kochen, vermeide es, vorher davon abzuschöpfen und das Abgeschöpfte durch Hinzugießen von Wasser zu ersetzen. Wie viel Fleisch man für jede Person zur Bouillon verwendet, richtet sich natürlich nach den Mitteln, über die man verfügen kann; zu einer guten Brühe würde ½ Pfd. Fleisch für jede Person erforderlich sein und zwar eignet sich das beste Fleisch aus der Keule besser, als das aus anderen Stücken. Wichtig ist das richtige Salzen der Brühe, doch thue man dabei eher zu wenig als zu viel, da dieselbe durch das Einkochen allein schon salziger wird. Man rechne etwa ¼ Quart Suppe auf die Person, doch ist bei größeren Mittagstafeln auch weniger genügend, um nicht schon mit der Suppe den Appetit zu stillen. Auch macht sich der Geschmack derselben eigentlich nur bei den ersten drei, vier Löffeln dem Gaumen bemerklich. Um die nährenden Bestandtheile, die der Brühe fehlen, einigermaßen zu ersetzen, verwende man als Suppeneinlagen Röhre, Nudeln u. s. w., das heißt also solche, in welchen Mehl, Milch und Eier sind.

Kalte Apfelspeise. Man brät ½ Meße Borsdorfer Aepfel im Ofen, streicht sie durch ein Sieb, vermischt das Mus mit ½ Pfd. gestoßenem Zucker und dem Weißem von zwei frischen Eiern. Nun schlägt man die Masse mit der Schneerute, bis sie weiß und schaumig geworden. ¼ bis 2 Loth in warmem Wasser aufgelöste Gelatine rührt man leicht unter die Aepfel, färbt die Hälfte der Masse mit Alkermes oder Rothfärb roth, bringt sie in eine Form und läßt sie im Eise oder kaltem Wasser fest werden. Dann füllt man die andere Hälfte, welche weiß geblieben, dazu, läßt die Speise vollends fest werden und stürzt sie beim Anrichten, indem man die Form einen Augenblick in warmes Wasser taucht, auf eine Schüssel. Als Sauce gibt man geschlagene Sahne, die man mit Vanillenzucker süß gemacht, dazu. Durch einige gestoßene bittere Mandeln wird der Geschmack der Speise erhöht.

Aehrenlese.

Aus den „Gedanken von Pascal“.

Der Mensch ist nicht mehr, als das schwächste Rohr; aber er kann denken. Bemühen wir uns, gut zu denken: das ist der Anfang der Moral.

Alle guten Maximen sind in der Welt; man fehlt nur darin, sie anzuwenden.

Der Mensch, welcher nur sich liebt, haßt nichts so sehr, als mit sich allein zu sein.

Niemand spricht von uns in unserer Gegenwart, wie er von uns in unserer Abwesenheit spricht.

Die guten Handlungen, welche in der Verborgenheit geschehen, sind die schätzenswerthesten.

Die Tugend eines Menschen sollte nicht nach demjenigen gemessen werden, was er thun kann, sondern vielmehr nach demjenigen, was er zu thun pflegt.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, uns zu trösten, weil es nur einer Kleinigkeit bedarf, uns zu betrüben.

Man sollte versuchen, sich über nichts zu betrüben, und Alles, was uns begegnet, für das Beste zu halten. Ich glaube, daß dies eine Pflicht ist und das man sündigt, indem man sie nicht erfüllt.

Man bessert sich zuweilen eher durch den Anblick des Schlechten, als durch das Beispiel des Guten; und man sollte sich gewöhnen, von dem Schlechten diesen Nutzen zu ziehen, da es so gewöhnlich, anstatt von dem Guten, welches so selten ist.

Wie schwer ist es, irgend Etwas dem Urtheile eines Andern vorzutragen, ohne durch die Art des Vortrages sein Urtheil zu bestechen!

Die Dinge haben verschiedene Eigenschaften und die Seele verschiedene Neigungen, denn nichts von dem, was sich der Seele bietet, ist einfach und die Seele bietet sich keinem Gegenstande einfach. Daher kommt es, daß man über ein und dasselbe Ding weinen und lachen kann.

Willst du, daß Andere von dir Gutes sagen? — Sag' es nicht selber!

Die Eitelkeit ist so fest in dem Herzen des Menschen, daß ein Trostnecht, ein Achenjunge, ein Bacchus sich rühmt und seine Bewunderer haben will; und die Philosophen selbst wollen bewundert sein. Diejenigen, welche gegen den Ruhm schreiben, wollen den Ruhm haben, gut geschrieben zu haben; und diejenigen, welche es lesen, wollen den Ruhm haben, es gelesen zu haben; und ich, welcher dies schreibe, ich habe vielleicht ein gleiches Verlangen, und vielleicht daß diejenigen, welche mich lesen, es auch haben werden.

Die Neugier ist nur Eitelkeit. Meistens will man nur wissen, um dann sprechen zu können. Man würde nicht über das Meer reisen, wenn man niemals Etwas davon sagen dürfte; nur um das Vergnügen, zu sehen, ohne Hoffnung, sich jemals mit irgend Einem davon unterhalten zu können.

Die Welt ist so unruhig, daß man fast niemals an das gegenwärtige Leben denkt und an den Augenblick, in welchem man lebt, sondern immer an den, in welchem man leben wird. — Aber unser Schöpfer hat nicht gewollt, daß unsere Vorausacht sich weiter erstreckte, als auf den Tag, an welchem wir sind. Dies sind die Grenzen, die er uns einhalten läßt, sowohl für unser Heil als für unsere Ruhe.

Räthselfragen.

I.
Mein Ganzes ist ein Theil von meinem Zweiten.
D. möchte doch in diesem Zweiten
Das Ganze auch das Erste sein! Fr. C.

II.
Je mehr man ist, desto mehr bleibt übrig.

III.
Leser nimm von meiner Dritten
Wach' daraus das erste Haar,
Und Dir brüt sich unbestritten
Noch zum Trunk das Ganze dar. [1541]

Auflösung des Logogryphs Seite 152.
„Adam. Eadam.“

Auflösung des Rebus Seite 152.

„Bücher sind Brillen, durch welche von Vielen die Welt betrachtet wird; schwachen Augen allerdings nöthig zur Unterstüzung, aber der freie Blick ins Leben erhält das Auge gesunder.“

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Kleid von hellgrauem Mohair, am untern Rande des Rockes mit zwei Schrägstreifen von blauem Sammet garnirt, welche mit Stahlknöpfchen benäht und zu beiden Seiten mit schmaler schwarzer Spitze begrenzt sind. Der halb-anzuschließende Paletot von blauem Taffet ist mit schwarzer Spitze, blauem Sammet und Stahlknöpfchen ausgestattet. Hut empircalotte. Passe, Bavolet und Bindebänder desselben sind von blauem Taffet, weicher Fond von hellgrauem Crépe.

Fig. 2. Robe von einfarbigem blauen Foulard. Die Garnitur desselben ist mit Glüny-Spitzen, Krystallknöpfchen, und schwarzem Sammetbände ausgeführt. Jäckchen ohne Armel von blauem Kaschmir, ebenfalls mit Glüny-Spitzen garnirt.

Fig. 3. Kleid von grünem Taffet mit hoher Schoofstaille. Garnitur von Glüny-Spitzen und Schrägstreifen, von dunklerem mit kleinen runden Silberknöpfchen behäutem Seidenreps. [13,267] R.

Correspondenz.

Langjährige Abonnentin. Nur nachdem wir die Mahnung vorausschickten, daß der Genuß von Liqueuren Niemandem, am allerwenigsten aber Damen zur Gewohnheit werden darf, geben wir Ihnen die gewünschte Vorschrift zu einem Damentliqueur: 1/2 Pfd. getrocknete Bomeranzenschalen (ein noch feineres Aroma geben Curacao'schalen) werden einige Stunden in kaltem Wasser gewaschen, der innere weiche Rindenteil mittelst eines scharfen Messers fortgeschritten und die zurückbleibende, allein das Aroma haltende äußere Rinde, unter Weisung von 1/4 bis 1/2 Loth zerhackter Weilschmürzel mit 1 Quart (= 2 Pfund) völlig süßlichem 90gradigen Spiritus in einer Flasche mit weitem Deckel übergoßen. Man verschließt letztere mit feuchter Blase und stellt eine Siebnadel in diese, damit die Spiritusdämpfe das Gefäß nicht sprengen können. Unter bisweiligem Umschütteln läßt man die Flasche an einem mäßig warmen Orte (im Sommer an einem sonnigen Fenster) 6 bis 8 Tage lang stehen, gießt dann die Flüssigkeit von den Schalen ab, preßt letztere in einem Leinentuche vom anhängenden Spiritus aus und filtrirt sämmtliche Flüssigkeiten durch Fiebspapier. Dann löst man 1 1/2 Pfd. Zucker durch Kochen in 1 Quart Wasser auf, läßt den entstandenen Syrup durch Sieb und mischt ihn nach dem Abkühlen mit dem wie oben angegebenen Bomeranzensaftzug. Je älter der Liqueur, desto besser wird sein Geschmack; er ist leicht und die Verdauung anregend, trotzdem gilt auch im Bezug auf ihn die obige Mahnung. [1532]

Einige Abonnentinnen des Bazar in Alba. 1) Ihre Frage nach einem Mittel zur Verschönerung und Verfeinerung der Haut ist so allgemein, daß eine noch so spartanische Antwort im Briefkasten immer noch den Umfang eines artigen Büchleins einnehmen würde. Für einzelne Hautübel, wie Sprödigkeit u., finden Sie in früheren Beantwortungen im Briefkasten eine reiche Anzahl von Mitteln angegeben. Eine von Natur „zarte“



und doch „elastische“ Haut trost und erholt sich immer wieder auch von den größten Arbeiten und Einflüssen der Luft, einer empfindlichen Haut darf man nichts dergleichen zumuthen, ohne sie jedoch zu verwecheln. Waschen vor dem Schlafengehen mit kaltem Wasser, bei großer Sprödigkeit hin und wieder eine Einreibung der Haut mit glycerinhaltigem Gold-Cream sind im Allgemeinen die einfachsten und sichersten Hautmittel. 2) Ein gutes Heilmittel gegen erkrankte Füße sind heiße Fußbäder (vor dem Schlafengehen) von starkem Kamilleentee mit einem Zusatz von Alaun; von letzterem nimmt man 2-4 Loth zu einem Fußbade. 3) Ein sicheres Haarwuchsmittel — gibt es nicht! [1532]

Fr. A. D. Wir bedauern um so aufrichtiger die körperliche und moralische Pein, welche ihnen das Uebel einer blauroth erkrankten Nase verursacht, als dasselbe, wie Sie sagen, schon durch einen Zeitraum mehrerer Jahre zu den eingewurzelt gebört und uns ein rationelles Heilmittel dafür nicht bekannt ist. Wir halten zwar nicht viel von demjenigen Hausmittel, für deren Wirkung theoretisch kein Anhaltspunkt sich finden läßt, machen indes für diesen Fall eine Ausnahme, weil wir Zeuge der guten Wirkung des nachbenannten Mittels waren, und ohne auf das „Warum“ unseres nach Aufklärung dürftigen eigenen Innern zu achten. Legen Sie zur Erdbereitzeit täglich einen Brei zerquetschter, frischer, reifer Erdbeeren auf die erkrankten Stellen der Nase und lassen Sie denselben, nach dem Austrocknen immer wieder durch frischen Brei erneuert, 1-2 Stunden einwirken. Ein altes, bekanntes Mittel ist, erkrankte Stellen im Winter täglich eine Zeit lang in Schnee einzubüllen, ob dasselbe aber auch noch seine Wirkung bei einem mehrjährigen Frostübel äußern wird, wollen wir nicht zu behaupten wagen. [1532]

Mehrere nestrickende Abonnentinnen. Zur geeigneten Zeit werden wir auch in dieser Gattung Novitäten bringen. Wenden Sie sich an die Firma G. A. König, Berlin, Jägerstr. 23.

Frau W. v. S. in S. Bald.

Fr. H. R. in D. Eine Beduine, die Ihnen zum Modell dienen mag, wird nächstens in Bild und Beschreibung gebracht.

Mlle. E. W. a V. Pent-ätre.

Frau L. P. in W. Den Schnitt zu einer Jaquette-Matlot finden Sie auf Seite 96 des vorigen Jahrgangs unter der Bezeichnung „Printanière“, den Schnitt zu einer hohen glatten Taille aber auf S. 88 d. J. Die Garnitur der Robe kann leicht nach dem betreffenden Modebild eingerichtet werden.

Madame B. in W. und **Frau R. B.** in G. Eine Abbildung können wir Ihnen nicht versprechen. Die französische Sitte erfordert für die jungen Katholikinnen, welche zum ersten Male zur heil. Communion gehen, ein hohes, mit Säumen verziertes weißes Mullkleid, einen langen wallenden Mullschleier, eine Tasche (sac, pompadour) von weißem Taffet für das Gebetbuch und als Kopfbedeckung ein dicht anschließendes Häubchen von Mull oder Tüll. Letzteres ist in Deutschland nicht gebräuchlich; dafür gibt man in einigen Gegenden den jungen Mädchen einen Kranz von weißen Blumen.

Fr. A. H. in K. Wir machen von Ihrem Vorschlage Gebrauch. Wollen Sie uns die Decke zur Ansicht einsenden?

Fr. S. C. und **Abnontentin in L.** an der Ehr. In einer der nächsten Nummern.

Fr. C. M. in B. Sie werden ein solches Dessin auf dem nächsten Bazar reisupplement finden.

Eine Abonnentin in B. Es ist Alles erschienen, was Sie wünschen.

Fr. C. G. in G. Wir wissen Ihnen keinen andern Rath, als den Ballon auffärben zu lassen.

Abnontentin in C. Derartige Firmen sind uns nicht bekannt.

Fr. C. D. in G. Die Bezeichnung „Corfu-Hemden“ ist uns unbekannt. Hüfen und Jäckchen bleiben voraussichtlich noch lange modern. Eine Pelerinen-Schnitt finden Sie auf Seite 2 des Bazar. Nichts Sie zu sagen kürzer ein, so dürfte der Schnitt Ihrem Zwecke entsprechen.

Fr. C. L. in St. Die sogenannten Knickerbocker-Handschuhe erhalten Sie in der Handschuh-Fabrik von Gebr. Fleßner, Berlin, Gr. Frierstraße 62.

Frau Gräfin K. Lederblumen erhalten Sie in jeder größeren Galanteriewarenhandlung. Die Beschreibung ihrer Anfertigung mit den nöthigen Vorbildungen würde zu großen Raum beanspruchen. Dieselbe Auskunft geben wir auch Fr. S. W. in S. bei D. auf die Anfrage über „Papierblumen“ und empfehlen dieser Dame als Ersatz die eben so wirkungsvollen als leicht ausführbaren „gewickelten“ Rosen auf Seite 7 des Bazar 1866.

Nr. 22. Wiesbaden. Wir danken für die freundliche Zusendung, können aber leider keinen Gebrauch davon machen.

Fr. Wilhelmine in K. Arrangiren Sie die Volants oder Rüschen in mehreren Reihen, Carreaux, Jacken, Vogen, Sternfiguren, in einzelnen Reihen oder dergl. um den untern Rand des Rockes.

Fr. v. C. in A. bei K. Sie finden die Crimoline in ihrer neuesten Form (sowohl die runde für die Promenade, als die mit Schleppe für den Salon) in dem Modemagazin von S. Gerjon und in der Corset- und Modedruckerei von S. Lissler's Wittve, Berlin, Jägerstraße.

Eine mehrjährige Abonnentin. Sollten Sie schwarze Porzellanknöpfe auch in einer Knopffabrik nicht erhalten, so können Sie ebenso erfolgen weiße Knöpfe verwenden. — Mit ein wenig Aufmerksamkeit und Ausdauer wird Ihnen die Vorbereit sicher gelingen.

Erziehungsanfalt in L. Einen Wunsch von so rein persönlichem Interesse können wir unmöglich erfüllen; wenden Sie sich direct an einen Württembergischer Berlins oder einer größeren Provinzialstadt.

Fr. C. A. in L. Ihren Wunsch beantworten wir mit „nächstens“, Ihre Frage mit „ja“.

Fr. F. A. K. in S. . . . d. Vielleicht in den „Pariser Modellen“.

Kritische Correspondenz. Fr. S. J. in W. Victor Hugo's neuer Roman: „Die Meer-Arbeiter“ ist soeben in deutscher Uebersetzung (bei D. Zanke in Berlin) erschienen. — Fr. Adeline Z. in B. „Die Grundidee des Faust“ . . . das ist mehr, als wir in der kritischen Correspondenz und überhaupt im „Bazar“ geben können. Bedenken Sie, daß Goethe dieses Werk in seiner Jugend begann, durch sein Leben mit sich um und erst in seinem Todesjahre abschloß. Eine nur annäherungsweise Würdigung des Gedichtes setzt daher vor Allem intime Bekanntschaft mit den geistigen und sittlichen Wandlungen des Dichters voraus und erfordert neben allem philosophischen und ästhetischen Apparat noch ganz besonders für das Verständnis des zweiten Theiles eine gewisse Vertrautheit mit Goethe's Zeit und Zeitgenossen. Eine ganze Bibliothek von Erklärungen ist über dieses Gedicht geschrieben worden, welches für immer das Lieblingsproblem des deutschen Geistes und Volkes bleiben wird. Wollen Sie den neuesten Versuch, so nehmen Sie die „Vorlesungen über Goethe's Faust“ von Fr. Kreyßig; ein verändertes und unvollständiges Schriftchen, der gebildeten Damenwelt zu empfehlen. — B. in S. P. W. haben die uns gelangten Skizzen benutzt, würden uns freuen, mehr zu erhalten und bitten um Ihre Adresse. — Fr. Chr. Tr. in Constantinopel. Wir danken Ihnen für Ihren sehr verständigen Rath; wir werden ihn nicht unacht lassen. — Lady Melly's Wunsch soll gelegentlich Berücksichtigung finden.

Frau A. W. in W-3. Wir theilen Ihre Verehrung für den Dichter, wozu Sie einige wohlgeungene Sonette gewidmet haben; doch dürfte die „Bazar“, dessen Horizont so weit über das bloß individuelle Interesse hinaus geht, nicht das Blatt für die Veröffentlichung derselben sein. — Dr. A. J. in B. (Gallien) und H. W. in W. Unbrauchbar. — C. v. G. in B. N. Die Verse sind allerliebste. — „Der Frühling naht mit Brausen“ . . . es versteht sich, daß seine Sänger nicht zurückbleiben. Wir verzeichnen zum nächstn den Eingang folgender Frühlingspoesien: Frühlingssatz von G. S. (naiv ansprechend), Ein Hymnus im Frühling von S. in Hthbrg. b. D. (nicht ohne Schwung, aber etwas zu stark im Tone von Heine's Jugendgedichten); Frühlingserwachen von H. A. (led und frisch), Esther in Triest (Die Lerche wach es, nicht die Nachtigall), C. L. in T. (Geibel's D rühret, rühret nicht daran“ in abgeklärter Tonart). August L. in Glin: dieses sind die hübschesten Frühlingslieder, welche die Jahreszeit uns gebracht hat. Es ist so wie Melodie darin, daß wir wol wünschen möchten, der talentvolle Dichter wol auch den Gedankeninhalt vertiefen lernen. Er scheint noch jung zu sein: hat eine Zukunft, wenn es ihm gelingt, von der schimmernden Oberfläche auf den eigentlichen Grund der Dinge hinabzusteigen. — C. S. in Wien. Nein! — Fr. J. A. „Laura“, und A. in B. „Die Geschwister“: Balladen in Vieraktentone. — Helene B. in W. Die Beantwortung Ihres Briefes müßte ausführlicher geschehen, als an dieser Stelle geschehen kann, wenn Sie Nutzen davon haben wollten. Wir können Sie vorläufig daher nur auf die Bestrebungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes hinweisen, über welche der „Bazar“ fortan regelmäßig Bericht erstatten wird. — Richtige Lösungen von C. S. in Crefeld, B. H. in F. und D. W. W. G. Krebsfeld, Clara B. in B., Ad. B. in Wittenberge, A. K. in Gransee, Mathilde L. G. v. S. in W., A. N. in Galas, A. S. C. in Freiberg.

